

Familienrat im Exil
Eine syrische Familie, die in der Schweiz lebt, spricht über den Wandel in der alten Heimat. **DEBATTE 3**

Mut zum Mut
Wie sollen wir reagieren, wenn ein laut telefonierender Mitreisender im Zug alle nervt? **REGION 4**



Foto: Roland Tännler

Radikale Reformation
Die Täuferbewegung entstand vor 500 Jahren und kehrt zurück zu den eigenen Wurzeln. **DOSSIER 5-8**

Kirchgemeinden
Wissenswertes über Ihre Kirchgemeinde lesen Sie in Ihrer Gemeindebeilage im 2. Bund. **AB SEITE 13**

reformiert.

saemann
Bern Jura Solothurn

Die evangelisch-reformierte Zeitung

Nr. 2/Februar 2025
www.reformiert.info

Post CH AG

Ein radikaler Plan gegen den Pfarrmangel

Kirche Dass Akademikerinnen und Akademiker auch ohne Theologiestudium vorübergehend verwaiste Pfarrstellen übernehmen sollen, löst eine Grundsatzdebatte über die Pfarrausbildung aus.

Der Markt ist ausgetrocknet. Verzweifelt suchen insbesondere kleine Kirchgemeinden nach Pfarrerinnen und Pfarrern, und die Talsohle ist noch längst nicht erreicht. Etwa im Thurgau: In den nächsten zehn Jahren geht die Hälfte der 80 Pfarrpersonen in Pension, pro Jahr werden aber nur ein oder zwei Theologinnen und Theologen ordiniert.

Not macht erfinderisch. Als «radikale Lösung» bezeichnet Thomas Schaufelberger den «Plan P»: Akademikerinnen und Akademiker mit Berufserfahrung sollen ein Pfarramt übernehmen dürfen, ohne Theologie studieren zu müssen.

Nachdem «reformiert.» die Idee publik gemacht hatte, erhielt der Leiter der Aus- und Weiterbildung der Pfarrerinnen und Pfarrer für die Konkordatskirchen bereits Anfragen von gut qualifizierten Berufsleuten. «Das Angebot ist offenbar attraktiv», sagt Schaufelberger.

Kompetenz vor Ausbildung

Dem Konkordat, das die Ausbildung und Anstellungsbedingungen über Kantonsgrenzen hinweg harmonisieren will, gehören die reformierten Kirchen der Deutschschweiz an. Nicht dabei ist nur die Landeskirche Bern-Jura-Solothurn, an der Vernehmlassung des «Plans P» nimmt sie trotzdem teil. Synodalarbeitspräsidentin Judith Pörksen möchte sich zu den Vorschlägen nicht äussern, weil die Berner Exekutive das Papier erst im Februar diskutiert. Sie lässt aber ausrichten, sie begrüsse «jede Bemühung, für den sich verschärfenden Pfarrmangel neue, auch unkonventionelle Lösungsmöglichkeiten zu diskutieren».

Für den Thurgauer Kirchenrat Paul Wellauer ist die radikale Lösung «eigentlich nicht radikal genug». Seine Landeskirche ordniert bereits jetzt Sozialdiakoninnen und Sozialdiakone und setzt sie als Stellvertretungen im Pfarramt ein. Taufe und Abendmahl sind jedoch den Theologen vorbehalten. «Entscheidend für Seelsorge und Verkündigung sind die Kompetenzen, nicht der Bildungsweg», sagt Wellauer. Ein Hochschulabschluss dürfe nicht mehr wert sein als die langjährige Arbeit in der Kirchgemeinde.

Esther Straub widerspricht. Die Zürcher Kirchenratspräsidentin präsidiert die Konkordatskonferenz und war an der Entwicklung des Plans beteiligt. Die Durchlässigkeit zwischen Sozialdiakonie und Pfarramt verschiebe nur das Problem, längst habe der Fachkräftemangel auch so-



ziale Berufe erfasst. Zudem werde die Diakonie entwertet: «Sozialdiakoninnen sind keine Schmalspurlandpfarrerinnen, sondern gut ausgebildete Berufsleute.» Wollten sie ins Pfarramt wechseln, stehe ihnen der reguläre Bildungsweg offen. «Kirchliche Berufserfahrung allein qualifiziert nicht für das Pfarramt.»

Der «Plan P» ist für Straub ein «sehr cleverer Weg», um eine Personallücke zu bewältigen: Die Kirche rekrutiere engagierte, gut ausgebildete Mitglieder, die sich in säkularen Berufsfeldern bewährt hätten und «ihre Erfahrung und Reflexion der Kirche zur Verfügung stellen».

Sozial dank Altersgrenze

Nach der Pensionierungswelle dürfe sich die Lage entspannen, zudem führt der Mitgliederschwund zu einem Stellenrückgang. Vertretungen durch pensionierte Theologinnen und Theologen dämpfen den Pfarrmangel bereits. Die Zahl der Theologiestudierenden hat sich auf tiefem Niveau stabilisiert.

Ausbezahlt hat sich auch die Möglichkeit, mit Hochschulabschluss und Erfahrung im Beruf schneller

Theologie zu studieren. Den Weg ins vollwertige Pfarramt soll der «Plan P» nicht gefährden, weshalb eine Altersgrenze von 55 Jahren gilt. Zum Quereinsteigerstudium sind nur jüngere Personen zugelassen.

Zudem soll die Sozialverträglichkeit gewährleistet bleiben, da Personen ohne Theologiestudium keine Wahlfähigkeit erhalten und sich nicht auf reguläre Pfarrstellen bewerben können. Dafür will die Kirche sie bis zur Rente beschäftigen.

Unverzichtbares Studium

Obwohl der «Plan P» als Notfallszenario deklariert ist, lanciert er eine Grundsatzdebatte. Während Wellauer die «Zukunft der Kirche interprofessionell und regional» sieht und sagt, das Universitätsstudium dürfe für das Pfarramt «kein sine qua non sein», hält Straub entschieden am akademischen Bildungsweg als Bedingung fest: Dass Pfarrerinnen und Pfarrer die Gemeindeleitung theologisch verantworten, sei «für die reformierte Kirche unverzichtbar».

Noch können die Kirchen Verbesserungsvorschläge einbringen. Im Juni wird die Konkordatskonferenz eine Vorlage verabschieden, die von den Synoden der Mitgliedskirchen abgesegnet werden muss. Wird tatsächlich eine Mangellage ausgerufen, können im Herbst nächsten Jahres die ersten Personen nach «Plan P» angestellt werden. Felix Reich

«Der Plan ist clever: Die Kirche rekrutiert engagierte und gut ausgebildete Mitglieder, die sich in säkularen Berufen bewährt haben und ihre Reflexion und Erfahrung einbringen.»

Kommentar

Trotz Mangel am Studium festzuhalten, ist richtig

Erfahrung in der Kirchgemeindegearbeit ist unbestritten ein Plus für die Leitung eines Pfarramts. Doch neben praktischen Fähigkeiten wie Kommunikationsstärke und dem einfühlsamen Umgang mit unterschiedlichen Menschen brauchen evangelische Pfarrpersonen vor allem eine ausgeprägte Reflexionsfähigkeit. Insbesondere in der reformierten Kirche, die das eigenständige Denken betont, ist diese Kompetenz zentral.

Geistig offen bleiben

Angehende Pfarrerinnen und Pfarrer setzen sich im Studium mit Glaubensfragen auseinander, analysieren Urtexte, erhalten Einblicke in Philosophie und Geschichte, reflektieren politische Fragen. Dadurch lernen sie eine grosse Bandbreite an Gedankenwelten kennen und lernen, sich zu orientieren und zu argumentieren. Diese Fähigkeiten helfen später im Beruf: bei der Verkündigung, in der Gemeindeleitung, in der Seelsorge. Pfarrerinnen und Pfarrer müssen immer wieder neu geistig und geistlich offen sein, Schwieriges annehmen, Menschen begleiten, Deutungsmöglichkeiten anbieten, ohne absolute Deutungshoheit zu beanspruchen. Kreatives Denken zu systematisieren und damit für Mitmenschen einsetzbar zu machen, ist eine Fähigkeit, die in der universitären Ausbildung gefördert wird.

Mehr als eine Formalität

Pfarrpersonen stellen biblische Texte in den Kontext aktueller Lebenssituationen. Sie haben die Aufgabe, Orientierung zu geben, ohne dogmatisch zu sein, Hoffnung zu vermitteln, ohne einfache Antworten zu liefern. Auch da braucht es Wissen und Reflexion. Deshalb ist es folgerichtig, dass auch erfahrene Berufsleute, die den Plan P durchlaufen und ein Pfarramt verwalten wollen, akademische Kompetenzen, die sie in anderen Studienrichtungen erworben haben, vorweisen müssen. Ein Studium ist keine Formalität, es vermittelt für das Pfarramt essenzielle Fähigkeiten.



Constanze Broelemann
«reformiert.»-Redaktorin



Der Podcast mit Thomas Schaufelberger über Pfarrmangel und Berufsbilder: [reformiert.info/stammtisch](https://www.reformiert.info/stammtisch)

Esther Straub
Zürcher Kirchenratspräsidentin

Chef-Umweltberater der Kirchen sagt Adieu

Ökologie Nach fast 28 Jahren beim kirchlich getragenen Verein Oeko verabschiedet sich Kurt Zaugg-Ott auf Anfang März in den Ruhestand. Seine Nachfolgerin als Leiterin der Fachstelle ist Milena Hartmann. «Auf die neuen Freiheiten freue ich mich und hoffe, sie sportlich und kulturell nützen zu können», schreibt Zaugg-Ott in seinem letzten Editorial des Newsletters. Er hoffe, dass die Oeko auch in Zukunft ihre Rolle als ökologisches Gewissen der Kirchen spielen könne. Mit der Aktion «Schöpfungszeit» sowie dem Umweltlabel «Grüner Güggel» sei ein guter Boden für die Kirchgemeinden gelegt, um ökologisch aktiver zu werden. heb

In nur zwei Jahren zur theologischen Matur

Studium «Du möchtest dich beruflich neu orientieren und PfarrerIn oder Pfarrer werden, doch dir fehlt die Matura?» So spricht die Kirchlich-Theologische Schule (KTS) am Muristalden in Bern studienwillige Leute an. An dieser Institution lässt sich innert zweier Jahre in einem Vollzeit-Lehrgang eine Spezialmatur ablegen, die auf ein reguläres Theologiestudium an den Universitäten Bern oder Basel vorbereitet. Studiengebühren: null, denn sie werden von der reformierten Kirche getragen. Im kommenden August beginnt erneut ein Ausbildungsgang. Auf Instagram (@refbejus) stehen fünf Videos zur Verfügung, welche die Schule vorstellen. heb

www.theologischeschule.ch

Unterwegs im Zeichen des Dialogs

Religionen Rifa'at Lenzin, die Präsidentin der interreligiösen Arbeitsgemeinschaft Iras Cotis, zieht in einer Mitteilung positive Bilanz zum Geschäftsjahr 2024. So führte Iras Cotis mit den Zuständigen der Woche der Religionen im Januar 2024 einen Workshop zum Umgang mit Konfliktsituationen an Veranstaltungen durch. An der Woche der Religionen im November luden die Partnerorganisationen zu rund 100 Veranstaltungen ein, und für «Dialogue en Route» waren nahezu 100 junge Guides im Einsatz. Zur derzeit besonders drängenden Frage «Quo vadis, interreligiöser Dialog?» wurde im Juni gemeinsam mit dem Haus der Religionen zum Netzwerktreffen mit über 50 Personen eingeladen; das Thema soll im laufenden Jahr weitergeführt werden. heb

Auch das noch

Und ewig grüsst der faule Spruch

Zoo Laut christlichem Verständnis ist der Mensch kein Tier, sondern eben ein Mensch. Ob das die Leute von heute immer noch so sehen? Der Tierpfleger Adrian Puhlmann dürfte dies bezweifeln. Wie er im «NZZ Folio» dieses Januars berichtet, ist ihm die folgende Szene sehr vertraut: Er arbeitet gerade in einer Anlage, und Besucher sagen zu ihren Kindern: «Schau, da drin steht jetzt ein ganz besonderes Tier.» Ärgern tue ihn das nicht, versichert der so Bezeichnete. Denn: «Ich habe es einfach zu oft gehört.» heb



«Seit 2018 bin ich Feministin», sagt Zahraa al-Assadi im Quartierbüro in Bümpliz.

Foto: Marius Schären

Ihr Hobby ist, sich sozial zu engagieren

Integration Die alleinerziehende Unternehmerin Zahraa al-Assadi setzt sich in Bern in der Quartierarbeit ein, für Frauen, Migranten, politische Mitbestimmung. Den schwierigen Zugang zu Letzterer will sie erleichtern.

Draussen beisst die Kälte in die Wangen. Doch nach dem Eintreten ins erhellte Quartierbüro in einem der Wohnblockquartiere in Berns Westen wird einem warm – auch ums Herz. Denn in der Begegnung mit Zahraa al-Assadi springt eine positive Energie über, die tief aus ihrem Innern zu kommen scheint. Dabei hätte sie auch gute Gründe, anders zu sein.

Seit 1999 lebt die Libanesin in der Schweiz. Wobei die Nationalitätsbezeichnung bei der 37-jährigen Migrantin nicht einfach ist. «Mein Vater kommt aus dem Irak. Er war Aktivist», beginnt al-Assadi zu erzählen und bringt damit bereits zwei wesentliche Tatsachen auf den Punkt. Zwar sind inhaltliche Zusammenhänge in ihrem Hochdeutsch manchmal nicht sofort verständlich, weil ihr mitunter die passenden Wörter fehlen – aber sie spricht quirlig und lebhaft, ist beim Erzählen immer ganz dabei.

Über Jordanien und Syrien, wo ihr Vater seine Frau kennenlernte, kamen al-Assadis Eltern in den Libanon. Dort wurde Zahraa geboren. Als sie sieben war, zog die Familie

wieder nach Syrien. Bis zu ihrer Ausbildung zur Lehrerin habe sie da gelebt. Dann ihre Familie geflüchtet, zuerst nach Genf, später kam al-Assadi nach Bern. «Wäge däm» gebe es ein Chaos in den Papieren, wirft al-Assadi ein Wort auf Berndeutsch ein. Und den Schweizer Pass hat sie bis heute nicht.

Alles selbst bezahlen

Seit über 20 Jahren nun lebt die Migrantin in Bern. Ihre Eltern seien wieder zurück im Irak. «Mutter hat ein warmes Herz. Ich aber war jung, konnte schnell lernen und mich integrieren», erzählt Zahraa al-Assadi. Als sie 2002 in Syrien Ferien machte, lernte sie den Vater ihrer vier Kinder kennen. Unterdessen ist sie jedoch alleinerziehend.

Sie absolvierte gastronomische Schulungen, bildete sich weiter in Grafik und Digital Marketing und führt nun seit bald vier Jahren ein eigenes Catering-Unternehmen, wo sie andere Frauen mit Migrationshintergrund beschäftigt, im Stundenlohn. «Ich möchte nicht sagen, dass es sehr gut läuft», meint sie ein wenig verschmitzt. Um dann mit ei-

nem Lachen gleich anzufügen: «Aber doch, es läuft gut.»

Und – das betont die Geschäftsfrau mehr als einmal – sie bezahle alles selbst. Miete, Steuern, Krankenkasse, die Ausbildungen der Kinder, die jetzt zwischen 10 und 17 Jahre alt sind, und den Musikunterricht. Jedoch den Schweizer Pass haben

«Viele Leute hier wissen gar nicht, was Migrantinnen und Migranten alles leisten.»

Zahraa al-Assadi
Catering-Unternehmerin und Aktivistin

selbst ihre Kinder nicht, obwohl sie in der Schweiz geboren sind, hier aufwachsen, verwurzelt und ohne direkten Bezug zu den Herkunftsländern ihrer Eltern und Grosseltern. Unter anderem liegt es auch am Geld: Das Bürgerrecht zu erlangen, kostet insgesamt rund 5000 Franken. Und das viermal.

Fehlende Mitbestimmung

Diese hohen Hürden für politische Mitsprache sind etwas, was al-Assadi nicht versteht: Warum sollen so viele Menschen nicht mitbestimmen können, die in der Schweiz leben, ar-

Der mundtote Viertel

Zwar können sich Menschen aus dem Ausland in der Schweiz etwa mit Vereinsarbeit einbringen – so wie Zahraa al-Assadi es auch tut. Doch politisch offiziell mitreden darf ein Viertel der hierzulande lebenden und arbeitenden Frauen und Männer nicht. Nun ist die «Demokratie-Initiative» eingereicht worden. Sie verlangt, dass Ausländerinnen und Ausländer, die sich seit fünf Jahren rechtmässig in der Schweiz aufhalten, nicht verurteilt oder sicherheitsgefährdend sind und Grundkenntnisse einer Landessprache haben, auf Gesuch hin eingebürgert werden. Al-Assadi hat dafür Hunderte Unterschriften gesammelt.

beiten, Steuern bezahlen und teils entscheidend zum Funktionieren der Gesellschaft beitragen? Zahraa al-Assadi sagt es mit freundlichem Nachdruck und eindringlicher Vehemenz: «Viele Leute hier wissen gar nicht, was Migrantinnen und Migranten alles leisten und wie hart viele von ihnen arbeiten.»

Darum engagiert sich Zahraa al-Assadi neben ihrer Lohn- und Familienarbeit mit Leib und Seele sozial. «Das ist sozusagen mein Hobby», sagt sie strahlend. Erst kürzlich habe sie einen neuen Verein gegründet: die Arabic Women Community, eine Gemeinschaft für Frauen mit Herkunft aus dem arabischen Raum.

Die Gründerin hat schon Kochkurse gegeben im Quartier, weiter wirkt sie im Quartierverein mit, der im vergangenen Jahr einen Sozialpreis der Stadt erhielt, vermittelt in einer Beratungsstelle gegen Gewalt und Rassismus. Und dann schiebt sie noch einen Flyer über den Tisch für Angebote der Plattform «Wir alle sind Bern», wo sie sich ebenfalls intensiv einbringt.

Feministin mit Kopftuch

Dabei handelt es sich um ein Netzwerk von migrationspolitischen Organisationen und Individuen», wie sich die Plattform selbst beschreibt. Sie setzt sich unter anderem dafür ein, dass 25 Prozent der Stadtbevölkerung – Migrantinnen sowie ihre Nachkommen, Sans-Papiers, Asylsuchende ohne bisherige Mitsprache – auch mitgestalten können, was die Gesellschaft betrifft. Ein Anliegen ist dabei das städtische Stimm- und Wahlrecht für Menschen aus dem Ausland.

Auch die Rechte der Frauen liegen Zahraa al-Assadi am Herzen. «Seit 2018 bin ich Feministin», hält sie fest. Feministin mit Kopftuch? Sie weist darauf hin, dass auch im Mittleren Osten viele Feministinnen aktiv seien. «Für mich bedeutet das Kopftuch eine Unterstützung. Es gibt mir Kraft. Ich trage es gern.» Der Zusammenhang mit der Religion ist für die Muslimin nicht zentral. Das sei etwas ganz Persönliches. Sie bete nicht regelmässig, suche die Moschee nicht oft auf. «Ich bin offen für alle, egal welcher Religion. Ich bin gern im Kontakt mit anderen.» Marius Schären

Eine syrische Familie zwischen zwei Welten

Gesellschaft Das Ende des Assad-Regimes beschäftigt die syrische Gemeinschaft in der Schweiz. Familie Khlaf fühlt sich hier längst daheim – der Umsturz wühlt dennoch alle auf.

Die Geschichte der Familie Khlaf ist eine Geschichte von Flucht. Aber es ist auch eine Geschichte von Mut, Liebe und Widerstandskraft. Drei Menschen erzählen diese Geschichte in einem Wohnzimmer in Bern: Vater Mukhles (64), Mutter Fayruz (60) und der älteste von drei Söhnen, Ghanem Khlaf (36). Sein jüngster Bruder Ward ist bei der Arbeit, der mittlere der drei lebt nicht mehr. Majd starb 2013 im syrischen Bürgerkrieg. Er war 23 Jahre alt. Begraben liegt er in Damaskus, wo Familie Khlaf vor der Flucht gelebt hat. «Wir hatten ein sehr gutes Leben, bevor wir alles zurücklassen mussten», sagt Mukhles: Er arbeitete als Reiseleiter, seine Frau als Lehrerin, die Söhne studierten.

Fayruz Khlaf schenkt Tee ein und bittet ihren Mann, den Fernseher

«Heimat ist, wo ich respektiert werde und mitwirken kann.»



Ghanem Khlaf (36)
Schweizer mit syrischen Wurzeln

auszuschalten. Ins Wohnzimmer flimmerten kurz vorher die neusten Nachrichten aus Syrien.

Nach der Freude die Skepsis
«Riesige Freude» sei sein erstes Gefühl gewesen, als er vom Sturz Assads gehört habe, sagt Mukhles. «Es war, als krache ein Berg von meiner Brust herunter.» Er erzählt es mit hochdeutschem Akzent. Mukhles hat die Sprache in den 1980er-Jahren gelernt, als er in Deutschland Maschinenbau studierte.

Nach der Euphorie kamen die Zweifel: Mukhles Khlaf sagt, er sei gegenüber dem neuen Machthaber Ahmed al-Sharaa skeptisch. «Auch wenn er den Bart stutzt und einen Anzug trägt, bleibt er ein ehemaliges Al-Kaida-Mitglied.» Eine Insze-

nierung für den Westen sei das, nur Photoshop. «Ich will nicht wieder einen Regierungschef, der Menschen umgebracht hat!» Mukhles redet sich in Rage, er wird lauter und lauter.

Fayruz versucht, ihren Mann zu beschwichtigen: «Psst! Psst!» Sohn Ghanem muss lachen, schüttelt aber auch den Kopf und sagt: «Das haben wir alle verinnerlicht: Nicht zu laut sein. Aufpassen, wer zuhört.»

Ghanem Khlaf lebt seit über zehn Jahren in der Schweiz. Er arbeitet als Lehrer, ist mit einer Schweizerin verheiratet und Vater von zwei Söhnen im Kindergarten- und Schulalter. Seine Eltern hatten ihn 2014 in die Schweiz geschickt, etwas später auch seinen Bruder Ward.

Vom Geheimdienst verhaftet
Das Haus der Familie stand praktisch an der Frontlinie. Bomben fielen auch auf die Universität, an der Ward studierte. Er überlebte schwer verletzt, zwei seiner Freunde starben vor seinen Augen. «Wir wollten nicht noch einen Sohn verlieren»,

sagt Mukhles Khlaf. Weil er als Reiseleiter auch Schweizer durch sein Land geführt hatte, nutzte er diese Kontakte. Die Söhne flohen, 2022 folgten die Eltern.

Mukhles war vom Geheimdienst verhaftet und befragt worden. Bei einem Verhör brachen ihm Assads Männer mehrere Finger. «Wir waren in Syrien nicht mehr sicher.»

Hitzige Diskussionen
Ghanem sieht die Zukunft Syriens weniger pessimistisch als sein Vater. «Ich habe Hoffnung, und ich glaube an die Kraft der syrischen Gemeinschaft.» Er findet auch, dass die neuen Machthaber eine Chance verdient haben. Das sorgt zwischen ihm und seinem Vater immer wieder für hitzige Diskussionen.

Ghanem plädiert dafür, Syrien seinen eigenen Weg gehen zu lassen. «Demokratie, wie wir sie hier in der Schweiz kennen, kann man einem Land mit einer Geschichte wie jener Syriens nicht überstülpen.» Er findet es anmassend, wenn Demokra-



Eine Reportage vom Gottesdienst in Syrien und das Interview mit der Expertin: [reformiert.info/aleppo](https://www.reformiert.info/aleppo)



Familiendiskussion: Ghanem, Mukhles und Fayruz Khlaf. Fotos: Jonathan Liechti

tie nach westlichem Vorbild als einzig richtiges System betrachtet wird.

Einig sind sich Vater und Sohn, dass die unterschiedlichen Religionsgruppen künftig friedlich zusammenleben könnten. «Das haben sie getan, bis das Assad-Regime Hass gesät hat», sagt Mukhles. Familie Khlaf ist christlich, praktiziert ihren Glauben aber kaum.

Mukhles ist Co-Präsident des Vereins Syrien-Schweiz. Der Verein will Menschen aus beiden Ländern zusammenbringen und die Kulturen pflegen. Den Umsturz in der Heimat spürt er auch im Verein. «Es kommen mehr Menschen zu uns. Sie sind verunsichert, fragen sich, welche Folgen der Machtwechsel hat.»

Seit dem Umsturz wird Ghanem Khlaf öfter gefragt, ob er denn nun zurück in seine Heimat gehen wolle. Das irritiert ihn. «Ich bin Schweizer, meine Söhne auch», sagt er. «Ich möchte nicht mehr in Syrien leben.»

Heimat ist für Ghanem nicht dort, wo er geboren worden ist. «Heimat ist, wo ich respektiert werde, arbeiten und an der Gesellschaft mitwirken kann.» Aber er möchte bald nach Syrien reisen. «Ich vermisse das Essen, die Wüste, das Meer – und ich vermisse meinen verstorbenen Bruder», sagt Ghanem. Mirjam Messerli

Syrer in der Schweiz

Seit 2011 flüchteten über 13 Millionen Menschen aus Syrien. In der Schweiz leben rund 28 000 Syrerinnen und Syrer. Welche Folgen der Machtwechsel in ihrer Heimat für die unterschiedlichen Religionsgruppen haben wird, ist völlig unklar. Am 8. Dezember 2024 ist Diktator Bashar al-Assad von der islamistischen HTS und verbündeten Rebellen gestürzt worden.

Entscheid des Parlaments gefährdet Hilfsprojekte

Politik Nach der drastischen Kürzung des Auslandhilfebudgets stellt sich die Frage, wen es wie hart trifft. Hilfswerke und Kirche sind besorgt.

Im Dezember hat das Parlament eine erhebliche Kürzung des Budgets der Auslandhilfe beschlossen. Zunächst wollte der Nationalrat die Gelder um 250 Millionen Franken reduzieren, der Ständerat lediglich um 30 Millionen. Schliesslich einigten sich die beiden Kammern auf 110 Millionen Franken weniger.

Auch die Hilfe für die Ukraine, mit der das Land nach dem Krieg einmal wieder aufgebaut werden soll, wird aus demselben Topf finanziert. Entsprechend weniger Mittel bleiben für die Entwicklungszusammen-

arbeit und die restliche humanitäre Hilfe übrig.

Von den Kürzungen betroffen sind auch die kirchlichen Hilfswerke. Das Hilfswerk der evangelischen Kirchen Schweiz (Heks) zeigt sich enttäuscht über den politischen Entscheid.

Auf Kosten der Ärmsten
Heks-Sprecher Lorenz Kummer bezeichnet die Budgetvorgabe als «unverständlich und verantwortungslos». Der Entscheid sei das falsche Signal angesichts der vielen weltweiten Krisen. «Als eines der reichsten

Länder der Welt hat die Schweiz die Mittel und die Verantwortung, sich für eine gerechtere Welt und damit für Frieden und Stabilität einzusetzen», sagt Kummer. Stattdessen spare das Parlament nun auf dem Buckel der ärmsten Menschen.

Zwar seien die beschlossenen Kürzungen nun nicht so hoch, wie zunächst befürchtet werden musste, sagt Kummer. Wegen der zusätzlichen Wiederaufbauhilfe für die Ukraine stehen 2025 für die Länder des globalen Südens rund 485 Millionen Franken weniger zur Verfügung.

Das entspricht einem Minus von beinahe 20 Prozent.

«Wir sind nicht erfreut, aber erleichtert, dass der Kahlschlag ausblieb», sagt die Präsidentin der Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz (EKS) Rita Famos. Die Reformierten hatten sich mit der katholischen Bischofskonferenz gegen die Kürzungen gewehrt. So habe das Resultat immerhin abgemildert werden können. Famos nimmt «mit Genugtuung zur Kenntnis, dass das Parlament um den Entscheid gerungen hat und es sich nicht leicht machte».

Der Auftrag bleibt

Wer wie viel Geld erhält, hat die Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza) noch nicht im Detail bekannt gegeben. Sie hoffe, dass die Kürzungen Hilfswerke mit langjährigen, bewährten Projekten nicht zu sehr tangierten, sagt Famos. 2023 erhielt das Heks 15,4 Millio-

nen Franken aus dem Bundeshaushalt, das sind 21 Prozent der Erträge des Heks für die Auslandsarbeit.

«Falls die Bundesmittel stark gekürzt werden, hätte dies die Reduktion oder gar Einstellung von Projekten bis hin zur Schliessung von Länderbüros und den Ausstieg aus einzelnen Programmländern zur Folge», sagt Kummer. Das Hilfswerk werde versuchen, allfällige Verluste durch das eigene Fundraising und mit Beiträgen anderer institutioneller Geldgeber auszugleichen.

Famos sagt, der Parlamentsentscheid ändere nichts am Grundauftrag der Kirche, sich für Frieden, die Bewahrung der Schöpfung und Gerechtigkeit einzusetzen. «Wir stehen zu unserem diakonischen Auftrag und unseren Hilfswerken, die ihn international umsetzen. Wir hoffen, dass die Mitgliedkirchen und private Spenderinnen sie weiterhin unterstützen.» Isabelle Berger



aber relativ ruhig und liess ihn ziehen – ohne zu wissen, ob er meiner Bitte nachkommen würde. Es eskalierte nicht, und ich fühlte mich gut, weil ich mein Bedürfnis ernst genommen und mich gewehrt hatte. «Ein konstruktives Konfliktverhalten ist auch Selbstfürsorge», bestätigt Ostendorp.

«Ein konstruktives Konfliktverhalten ist auch Selbstfürsorge.»

Anja Ostendorp
Konfliktexpertin

Auch die Bibel ermuntert dazu, für sich selbst einzustehen. «Das Gebot der Nächstenliebe, «Liebe deinen Nächsten wie dich selbst», setzt die Selbstliebe voraus. Man soll seine Bedürfnisse also durchaus ernst nehmen», sagt die Theologin Christine Schliesser. Man dürfe sich folglich wehren, jedoch stelle das Liebesgebot die eigenen Bedürfnisse nicht über die anderer.

Mit lästigen Mitmenschen gut umzugehen, ist lernbar

Konflikte Littering, Lärm, Lausbubenstreiche – das sind keine grossen Vergehen. Trotzdem können sie einen so sehr stören, dass man reagieren möchte. Doch wie tut man dies am konstruktivsten?

Da war sie, diese Wut, die sich in mir vom Bauch her kommend im Kopf staute. «Der Mann da drüben nervt mich. Er fährt ständig als Einziger in die andere Richtung», raunte ich bei einer Pause am Rand der Kunstseilbahn meiner Freundin zu.

In der Regel behalte ich solche Gedanken für mich – und ärgere mich auch noch lange danach. Doch an jenem Tag wurde mir bewusst: Wenn ich jetzt nichts sage, bleibt die Wut in mir. Auch das Gefühl, das Opfer von jemandem zu sein, der sich absichtlich danebenbenimmt. Zudem würde ich das Schlittschuhlaufen auf dem überfüllten Eis noch weniger geniessen können. Und das wollte ich nicht.

Was es auch immer für Störungen seien – lautes Musikhören im

Bus, das Sich-Ausbreiten im Zugabteil, das Liegenlassen von Müll im Park: vor Kurzem habe ich mir vorgenommen, solche Situationen nicht mehr auf mir sitzen zu lassen. Aber als friedliebende Person fällt es mir schwer, andere zu massregeln. Hinzu kommt die Angst vor negativen Reaktionen. Ich will mich nicht blamieren oder gar in Gefahr bringen. Wie also lassen sich solche Konflikte am besten lösen?

Erwartungen anpassen

Um besser auf solche Situationen zu reagieren, sei es zunächst wichtig, sich selbst gut zu kennen und realistische Erwartungen an das eigene Verhalten zu stellen, sagt Anja Ostendorp, Leiterin des Instituts «Beratung, Mediation und Supervision»

an der Berner Fachhochschule und Konfliktexpertin. Sei man etwa sehr harmoniebedürftig, habe als Kind gelernt, Konflikten auszuweichen, oder leide unter Angststörungen, gelte es, dies zu berücksichtigen. Man solle sich fragen, mit welcher Reaktion man sich wohlfühle und was zu einem passe.

Auf dem Eisfeld war mir klar, dass mir Schweigen nicht behagen würde. Darum beschloss ich, mich zu wehren. «Oberstes Gebot ist es, angemessen zu reagieren», sagt Ostendorp. Man solle ruhig bleiben und das Anliegen wertschätzend, höflich, sachlich und nicht länger als nötig formulieren. Zugleich die störende Handlung direkt ansprechen und allenfalls auch den Grund nennen, warum sie stört. Allenfalls könne

auch ein Lächeln helfen, um zu zeigen, dass man eigentlich freundlich gesinnt sei. So komme man authentisch rüber, blase das Problem nicht unnötig auf und müsse keine Angst vor einer Blamage haben.

Ungewissheit akzeptieren

Trotzdem: Positive Gefühle weckt eine solche Intervention beim Gegenüber kaum. Seine Reaktion ist ungewiss. Wie damit umgehen? Ostendorp empfiehlt zu akzeptieren, dass man die Reaktion nicht beeinflussen kann. So gelinge es, negative Rückmeldungen nicht persönlich zu nehmen. Oder auch, aus einer Eskalationsspirale auszusteigen.

Was ich zum Geisterfahrer auf der Eisbahn gesagt hatte, mag verbesserungswürdig sein. Ich blieb

Kreativ zurückschlagen

Aber wie ist das mit dem «die andere Wange hinhalten», wie es Jesus im Matthäusevangelium anrät? Dies gelte es richtig zu verstehen, sagt Schliesser. Normalerweise schlage man jemanden mit der Rückseite der rechten Hand auf die rechte Wange. In der Antike sei diese Geste für Unterebene wie Diener oder Sklavinnen bestimmt gewesen.

Hielt die geschlagene Person daraufhin die linke Wange hin, zwang sie das Gegenüber, mit der Handinnenseite zu schlagen – eine Geste unter Gleichgestellten. «So weigert sich der oder die Geschlagene, Opfer zu sein, und stellt sich auf Augenhöhe mit der schlagenden Person.» Die andere Wange hinzuhalten, bedeute also nicht Unterwerfung oder Passivität. «Jesus fordert zu einem kreativen Weg auf, der weder bedeutet, alles zu schlucken, noch, mit gleicher Münze heimzuzahlen.»

Habe ich das Beste aus der Situation auf dem Eisfeld gemacht? Ostendorp rät, sich nicht zu hart zu beurteilen. Besser zu reagieren, lerne man in kleinen Schritten. So gesehen, bin ich zufrieden und stolz, denn: Der Mann wechselte schliesslich die Richtung. **Isabelle Berger**

Erben als Privileg und Last zugleich

Film Mit Humor und einem Sinn für menschliche Widersprüche nimmt sich Dokfilmer Simon Baumann des emotionalen Themas Erben an.

Der Vater sieht fruchtbaren Boden, die Chance auf Selbstversorgung, Freiraum und Besitz als Privileg für die Nachkommen. Der Sohn vor allem: «Ackerland, Einsamkeit, Langeweile.» Die Sichtweisen auf den französischen Biobauernhof der Familie Baumann könnten kaum unterschiedlicher sein. Doch braucht es eine Lösung für das Lebenswerk der Eltern, denn mit zunehmendem Alter schwinden ihre Kräfte.

Die Zukunft des elterlichen Hofes hat dem Dokumentarfilmer Simon Baumann den Anstoss gegeben, ei-

nen Film über das Thema Erben zu machen. Ein Tabuthema – denn wer spricht schon gern über Besitz? Erst recht, wenn man diesen nicht selbst erwirtschaftet hat?

Eine prominente Familie

Speziell ist nicht nur das zu vererbende Objekt, der abgelegene Gutshof rund 100 Kilometer von der einstigen Schweizer Heimat entfernt, sondern auch die Familie: Die Eltern, Stephanie und Ruedi Baumann, waren in den 90er-Jahren das erste Ehepaar im Nationalrat. Die Mutter po-

litierte für die SP, der Vater für die Grünen, gemeinsames Thema: die ökologische Landwirtschaft. Nach dem Ende der politischen Karriere erfüllten sie sich in Frankreich ihren Lebensraum. Ihren Besitz, darunter ein Biobauernhof im Berner Seeland, übergaben sie damals an die Söhne. Der Hof ging an Kilian, den jüngeren; er trat als Grünen-Nationalrat auch das politische Erbe der Eltern an.

Für «Wir Erben» begleitete Simon Baumann über mehrere Jahre die Überlegungen der Familie mit der Kamera, distanzlos, mit viel Humor und Leichtigkeit. Viele Zuschauer dürften sich im einen oder anderen Protagonisten wiederfinden. Dem Vater mit seinem «Bauernstolz», wie es die Mutter liebevoll nennt. Für ihn scheint ein Verkauf des Landes nicht denkbar.

Oder die für andere Lösungen eher bereite Stephanie Baumann, die auch die ernsteren Themen an-

spricht: etwa, dass der Hof auch finanzielle Absicherung sein könne.

Ein Spannungsfeld bietet auch der unterschiedliche Umgang der Söhne mit dem Erbe. Der Bruder, als Bauer näher am Alltag von Vater und Mutter, gehe mit dem Erbe unkomplizierter um als er, sagt Simon Baumann im Interview mit «reformiert». «Für mich hingegen bedeu-

«Erben ist für mich auch ein Balanceakt zwischen Nähe und Distanz.»

Simon Baumann
Filmemacher

tet Erben auch ein Balanceakt von Nähe und Distanz zu den Eltern.»

Sowohl als auch

Aus seinem gespaltenen Verhältnis gegenüber Hinterlassenschaft macht der Filmemacher keinen Hehl. Er sieht das Erbe nicht nur als Privileg, sondern auch als potenzielle Last. Auch hadert er damit, der «Generation Erben» anzugehören. Während die Babyboomer viel aufbauen konnten, sei dies für die eigene Generation kaum denkbar.

Das Anwesen in Frankreich steht auch für die Werte und die Ideologie der Eltern. Auf diese Weise gelingt es dem Filmemacher, den Bogen zu spannen zu alldem, was wir sonst erben oder an die nachfolgenden Generationen weitergeben: unsere Werte, Charakterzüge, Äusserlichkeiten, Leidenschaften und auch die Widersprüche. **Cornelia Krause**

«Wir Erben»: Kinostart am 30. Januar

DOSSIER: Täufer

Wie drei junge Wilde die Welt veränderten

Jubiläum Vor 500 Jahren geschah im Zürcher Niederdorf ein Ereignis mit weitreichenden Folgen: die erste Taufe der Täuferbewegung. Die Idee dahinter wirkt bis heute weltweit nach.

Immer wieder sind in Zürich Reisegruppen unterwegs, die einem Film aus dem 19. Jahrhundert entstiegene scheinen: Die Frauen tragen lange Röcke, das Haar ist unter Kopftüchern oder Häubchen verborgen, auch die Männer mit ihren Strohhüten und Hosenträgern über den groben Leinenhemden ziehen die Blicke auf sich. Es sind Mennoniten und Amische aus den USA, Nachfolgerinnen und Nachfolger der Täufer, auf den Spuren ihrer Ahnen.

Die Biografien vieler ihrer Vorfahren sind voller Folter, Vertreibung, Mord. So lautet die Frage, die sie am meisten bewegt: Warum waren die Reformatoren Zwingli und Bullinger derart hart und unnachgiebig in der Verfolgung der Täufer?

Am Ort des Anfangs

Aufschluss geben die Ausführungen von Peter Dettweiler vor dem Geburtshaus der Täuferbewegung im Zürcher Niederdorf. Der pensionierte reformierte Pfarrer setzt sich seit zwei Jahrzehnten für den Dialog der Reformierten mit den Mennoniten ein und ist ein wandelndes Lexikon, wenn es um die Geschichte der Täufer in der Schweiz geht. «Die Geburt des Täufertums ereignete sich vermutlich in diesem Haus an der Neustadtgasse 1», sagt er zu einer Gruppe von Pastoren aus den USA. Immer wieder führt Dettweiler Reisegruppen zu den Hotspots der Reformation. «Hier wohnte Felix Manz, einer der drei jungen Wilden, die es wagten, sich gegen Zwingli aufzulehnen.»

Ein Hinweis auf den historischen Moment vor 500 Jahren, als sich die Täufer von den Reformatoren abspalteten, fehlt am Haus. Denn ganz sicher ist es nicht, dass die erste Erwachsenentaufe hier stattfand, aber sehr wahrscheinlich.

Der Caplan und sein Sohn

Als historisch gesichert gilt, dass in dem Haus zwischen 1511 und 1531 ein «Caplan Felix Manz» wohnte. «Es ist anzunehmen, dass es sich hierbei um den Vater des Täufers Felix Manz handelte, der seinem Sohn denselben Vornamen Felix gab», sagt Peter Dettweiler. An diesen Bewohner «Felix Mantz» (mit tz) erinnert eine blaue Häuserbeschriftung an der Neustadtgasse 1.

Stimmt die Theorie, wäre der bekannte Täufergründer Felix Manz das uneheliche Kind eines Chorherren gewesen und hätte hier bei seinem Vater gewohnt. Was sich in dem

Haus ziemlich genau vor einem halben Jahrtausend zugetragen hat, sollte weitreichende und weltweite Folgen haben. Die Initialzündung: Am 18. Januar 1525 hatte der Zürcher Rat ein Gesetz erlassen, wonach alle Kinder innert acht Tagen nach der Geburt getauft werden müssen. «Damit war der Konflikt mit den Taufgesinnten unvermeidlich», sagt Peter Dettweiler. «Und so fand hier am Samstag, dem 21. Januar 1525, die erste Wiedertaufe statt.»

Der Hintergrund: Drei rebellische Reformeiferer, frühere Weggefährten Zwinglis, wollten sich mit der Anweisung des Zürcher Rates auf keinen Fall abfinden, denn Johannes der Täufer hatte den erwachsenen Jesus getauft, kein Baby. Und so setzten Felix Manz, Konrad Grebel und Jürg Blaurock drei Tage nach

«Die ersten Täufer waren der radikalere Flügel der Reformation.»

Peter Dettweiler
Theologe und Stadtführer

dem Taufpflichterlass ihr Zeichen gegen die obrigkeitliche Anordnung: «Jürg Blaurock bat Konrad Grebel, ihn zu taufen, und taufte dann selbst Felix Manz in einer schlichten Zeremonie», erzählt Peter Dettweiler.

Für den Theologen und Politiker Zwingli stellten die Täufer eine Gefahr dar, nicht nur weil ihre Bewegung grossen Zulauf hatte. Zwingli wollte die Einigkeit von Staat und Religion. Wer nicht zur Kirche ging oder seine Kinder nicht taufen liess, stand unter Verdacht.

In seinem Todesjahr 1531 nannte Zwingli «diese Sekte» eine «verdorbene Art von Menschen». Er sprach von den Täufern, die die Kirche vom Staat trennen wollten, als «Pest» und «Unkraut», das hiess auch, dass sie auszurotten seien.

Innerhalb von drei Monaten war die Bewegung in Zürich zerschlagen, die ersten Zusammenkünfte der Täufer fanden ausserhalb der Stadtmauern in Zollikon statt. Felix Manz wurde 1527 bei der Schipfe in der Limmat ersäuft, als erster von vielen Märtyrern. Christian Kaiser



Zwei junge Frauen aus Pennsylvania vergnügen sich im Wald, wo sich ihre Urahren versteckten.

Foto: Roland Tännler

Auf den Spuren der Ahnen wandeln

«Die Taufe war für die ersten Täufer das Symbol einer bewussten Entscheidung, sich der Herrschaft von Jesus Christus zu unterstellen und seinem Beispiel zu folgen», heisst es auf der Website der Mennoniten zum 500-jährigen Jubiläum. «Ein Bekenntnis, das nur ein Erwachsener leisten konnte.» Die Mennoniten sind mit rund zwei Millionen weltweit derzeit die grösste Nachfolgegruppierung, die sich auf die Täufer beruft. Heute

sehen die Mennoniten auch Täuferfolger Zwingli als Mitbegründer ihres Glaubens. Er ermöglichte mit seiner Bibelübersetzung die Erneuerung des Glaubens aus dem Evangelium. Viele Nachfolger der ersten Täufer besuchen die Stätten ihrer reichen und gewaltvollen Geschichte: 2024 konnte «reformiert.» bei einer Tour konservativer Mennoniten und Amischer aus den USA mit dabei sein. Roland Tännler hat den Besuch in der Täuferhöhle in Bäretswil fotografisch festgehalten.

Reportage: reformiert.info/hoehle

Erwachsene taufen und das Böse meiden

Spiritualität Das erste Glaubensbekenntnis der Taufgesinnten entstand im Kanton Schaffhausen. Bis heute berufen sich die Mennoniten darauf.

Im Ortsmuseum des kleinen Dorfes Schleithem im Kanton Schaffhausen zieht ein handflächengrosses Büchlein jährlich Hunderte von Besucherinnen und Besuchern aus aller Welt an. Bei diesem Schriftstück handelt es sich um die sogenannten Schleitheimer Artikel, die Bekenntnisschrift des Täufertums.

Zugleich gelten diese Artikel als Gründungsurkunde des protestantischen Freikirchentums. Das Buch im Museum Schleithemertal ist eines von nur vier erhaltenen Originalen und das einzige öffentlich zugänglich.

Verfasst wurden die Schleitheimer Artikel zwei Jahre nachdem der Zürcher Rat die Ausrottung der Täu-

fer beschlossen hatte. Am 24. Februar 1527 fand an einem geheimen Ort in Schleithem die erste Täufersynode statt, an der über den weiteren Kurs der Bewegung beraten und die Artikel beschlossen und niedergeschrieben wurden.

Akt der Abgrenzung

Federführend war Michael Sattler, ein zum Täufertum übergetreter Benediktinermönch und Prior des Klosters St. Peter im Schwarzwald. Sein Ziel war es, die Lehren und Auffassungen der Täuferbewegung zu vereinheitlichen. Einerseits, um der damals noch jungen Bewegung und ihren neu gegründeten, unabhängigen Gemeinden eine gemein-

same theologische Richtung zu geben. Und andererseits jedoch auch, um sich gegenüber – wie es in der Schrift heisst – «falschen Brüdern und Schwestern» abzugrenzen.

Der erste der insgesamt sieben Artikel definiert, was unter der Taufe zu verstehen sei. Das Sakrament wird als Glaubensstaufe an Erwachsenen vollzogen, «die über die Busse und Änderung des Lebens belehrt worden sind» und an die Auferstehung und die Vergebung der Sünden durch Jesus Christus glauben. Die Kindertaufe wird abgelehnt.

Der zweite Artikel schreibt vor, dass fehlbare Gemeindeglieder nach zweimaliger heimlicher Mahnung vor der ganzen Gemeinde zu rechtgewiesen oder allenfalls von ihr ausgeschlossen werden.

Im dritten Artikel werden die Bedingungen formuliert, unter denen eine Person am Abendmahl teilhaben darf. Das sind die christliche Taufe und die Absonderung vor dem «Bösen und dem Argen». Auf die Absonderung geht der vierte Artikel ein, der besagt, dass sich die Gläubigen «von jeder Einrichtung und Per-

son zu scheiden» hätten, «die nicht wahrhaft christlich ist».

Die fünfte Regelung betrifft die Führung der Gemeinde. Ihr soll als «Hirte» ein Mann mit gutem Leumund vorstehen. Für seinen Lebensunterhalt hat die Gemeinde zu sorgen. Der sechste Artikel untersagt es den Gemeindegliedern, Waffen zu tragen und Kriegsdienst zu leisten, und der siebte, zu schwören und Eide abzulegen.

Hals über Kopf ersteigert

Trotz der Bedeutung Schleithems für die Geschichte der Täufer gab es im Ort lange kein greifbares histori-

«Gläubige Museums-gäste betrachten das Buch mit Ehrfurcht.»

Peter Müller
Leiter Museum Schleithemertal

sches Erbe, das auf sie hinwies. 2001 stiess der damalige Museumsleiter Willi Bärchtold per Zufall in einem Auktionskatalog auf das Buch, das sich heute im Besitz des Museums befindet. In einer Hals-über-Kopf-Aktion und mit Unterstützung Dritter konnte das Museum das Stück damals ersteigern. Um das Büchlein herum gestaltete das Museum schliesslich eine Ausstellung im sogenannten Täuferzimmer.

Etwa die Hälfte des jährlichen Publikums komme wegen der Täufer ins Schleitheimer Museum, sagt der heutige Museumsleiter Peter Müller. Meistens seien es Mennoniten, vor allem aus den USA und Kanada. Aber auch aus Russland, der Ukraine, Korea, Japan und Deutschland seien letztes Jahr Gruppen angereist. Dieses Jahr rechnet Müller wegen des Jubiläums mit doppelt so vielen Besuchenden wie üblich.

Die Leute betrachteten das Buch jeweils mit Ehrfurcht, sagt Müller. «Die meisten der Besucherinnen und Besucher sind tiefgläubig. Oft singen und beten sie auch gemeinsam beim Besuch.» Isabelle Berger

Im engen Versteck auf der Heubühne

Verfolgung Taufgesinnte waren den Obrigkeiten jahrhundertlang ein Dorn im Auge. Im alten Bern und Zürich kam es zu regelrechten Täuferjagden.

Hinter Hütten heisst ein Bauernhof in der weitläufigen Emmentaler Gemeinde Trub. Das 1608 errichtete Haus ist eng mit der Geschichte der Täufer während der Zeit der Berner Reformation verbunden. Auf der Heubühne des Hauses befindet sich das einzige noch aufsuchbare Täuferversteck der Schweiz.

Regula und Simon Fankhauser, denen der Hof gehört, haben dieses Relikt erhalten und machen es der Öffentlichkeit zugänglich. Jährlich kommen Hunderte von Interessenten, um sich die kleine Geheimkammer unter den Bodenbrettern der Heubühne anzusehen.

Wer dieses Verlies sieht, kann sich die Angst vorstellen, die zu Beginn des 18. Jahrhunderts der Hofbesitzer und Täufer Christen Fankhauser und seine Glaubensgeschwister ausgestanden haben müssen, wenn sie jeweils den dunklen Holzverschlag aufsuchten und mit klopfendem Herzen hofften, dass der Täuferjäger wieder abzog.

Eines Wintertages im Jahr 1709 ging Christen Fankhauser dem Häscher dann doch ins Netz. Fankhauser kam ins Gefängnis, daraufhin hätte er mit 47 anderen Täuferfrauen und -männern nach Amerika deportiert werden sollen. In Holland kamen sie jedoch frei. Christen fand später bei einer Täufergemeinde im Jura dauerndes Asyl.

Rückhalt in der Bevölkerung

Regula Fankhauser auf Hinter Hütten betrieb Nachforschungen zur Täuferbewegung. Sie und ihr Mann Simon betreuen die Ausstellung auf dem Hof. Zunächst gelte es, zwischen den Zürcher und den Berner Täufern zu unterscheiden. In Zürich seien sie wegen ihrer praktizierten Erwachsenentaufe mit der Obrigkeit in Konflikt geraten.

Anders als im Kanton Bern: Hier sei das Problem der Pazifismus der Taufgesinnten gewesen, sagt Regula Fankhauser. Indem sie den Waffendienst verweigerten, entzogen sie der Obrigkeit, die mit Söldnern

handelte, eine Geldquelle und gefährdeten die Wehrfähigkeit der damaligen Republik.

Verfolgt wurden die Taufgesinnten überall. «Hier im Emmental waren sie schwer zu kontrollieren, die Bauern lebten in einer unwegsamen Landschaft und waren als Sennen saisonal mobil», sagt Regula Fankhauser. Die Pfarrer kannten zwar die Leute, mochten aber die «Brüder und Schwestern», wie sich die Täufer selbst nannten, oft nicht melden.

Entsprechend kam es zuerst eher punktuell zu Verfolgungen. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts wurden sie intensiver, 1659 installierte die Regierung als Verfolgungsbehörde

«Im alten Bern war es der Pazifismus, der die Obrigkeit störte.»

Regula Fankhauser
Bauernhof Hinter Hütten

die Täuferkommission, später Täuferkammer genannt.

Bern war vor allem auf die Köpfe der Taufbewegung aus. Mit der Jagd auf deren Lehrer und Prediger beauftragten die Vögte Sträflinge, die sich so die Freilassung und ein Kopfgeld verdienen konnten. Die Bevölkerung aber sympathisierte mit den Gejagten, warnte sie, wenn Kopfgeldjäger unterwegs waren.

In Zürich ging die Obrigkeit von Anfang an organisierter vor. Die Häscher überraschten die Täufer an ihren Versammlungsorten und nahmen ganze Gruppen fest. Die verhängten Strafen umfassten Busse, Haft, Ausweisung, Galeerendienst oder Hinrichtung. Im 18. Jahrhundert endete die Verfolgung, zuerst mit dem Duldungsdekret von 1815 jedoch waren die Schweizer Täufer offiziell toleriert. Hans Herrmann



Eine Gruppe konservativer Mennoniten aus den USA besucht das Täuferversteck bei Bäretswil ZH.



Viele Mennoniten betreiben Landwirtschaft und fühlen sich wohl in der Schweizer Natur. Fotos: Roland Tanner

Nun können die alten Wunden verheilen

Versöhnung Für Betroffene waren die offiziellen Entschuldigungen vergangener Jahre emotionale Momente. Nun sei aber das Weitergehen wichtig.

Vom 16. bis ins 18. Jahrhundert wurden Anhänger der Täuferbewegung von Kirchen und Staat verfolgt, unterdrückt, eingekerkert, sogar hingerichtet. Dieses rigorose Vorgehen ist aus heutiger Sicht schwer nachvollziehbar. Trotzdem dauerte es sehr lange, bis offizielle Entschuldigungen ausgesprochen wurden.

Erst 2017 sprach Christoph Neuhaus im Namen des Berner Regierungsrats eine Bitte um Vergebung aus. Zwei Jahre später nahmen die Mennoniten die Entschuldigung an. In der Nacht der Religionen vor fünf Jahren sagte Neuhaus, der noch immer im Amt ist, zu jenem Moment: «Es war einer der prägendsten, berührendsten, ja herzergreifendsten

Anlässe, die ich als Regierungsrat erleben und mitgestalten durfte. Einfach unvergesslich.»

Erst während seiner Amtszeit als Kirchendirektor erkannte Neuhaus, dass im Kanton Bern zwar das Täuferjahr in Erinnerung an das historische Geschehen begangen worden war, die amtierende bernische Regierung zu den einstigen Machenschaften aber geschwiegen hatte.

Endlich aufrecht gehen

Der Schritt zur Entschuldigung sei richtig und wichtig gewesen, sagt Christoph Neuhaus. Und ist dankbar, ihn gemacht haben zu können. «Denn als ein hochbetagter Mann mir danach sagte, endlich könne er

als Täufer wieder aufrecht in die Kirche und wieder hinaus gehen, realisierte ich den Wert dieser vergleichsweise bescheidenen Geste.»

Verrat am Evangelium

Die reformierte Kirche im Kanton Zürich machte den Schritt zur Versöhnung 2004, jenem Jahr, in dem der 500. Geburtstag von Reformator Heinrich Bullinger gefeiert wurde. Sie hielt fest: «Wir bekennen, dass die damalige Verfolgung nach unserer heutigen Überzeugung ein Verrat am Evangelium war und unsere reformierten Väter in diesem Punkt geirrt haben.»

Öffentlich manifestierte die Kirche ihre Entschuldigung mit einer Versöhnungsfeier und brachte eine Gedenktafel an am Ort der Hinrichtung von Täufnern am Limmatufer.

Heute möchten die Mennoniten mit den Reformierten nach vorne schauen und sich von der Fixierung auf die traumatische Vergangenheit lösen, sagt John Roth von der Weltkonferenz der Mennoniten. Dieses Anliegen des Verantwortlichen für die Gestaltung des Jubiläums «500

Ständig auf der Flucht ins gelobte Land

Exodus Die Täufer sind ein Kind der Zürcher Reformation: Verfolgt und vertrieben, verteilten sie sich von dort über den ganzen Globus.

Für die offizielle Kirche waren sie gefährliche Ketzler, für die weltliche Obrigkeit aufrührerische Rebellen, für viele Zeitgenossen galten sie als fromme Spinner. Und wer seinem Glauben nicht abschwören wollte, dem drohten Beugehaft, Strafarbeit, Landesverweis, die Enteignung von Haus und Hof – oder gleich der Galgen respektive die Ersäufung. Die Schweizer Täufer flohen darum Anfang des 16. Jahrhunderts ins Elsass, in den Jura und die Pfalz.

Bis ins Jahr 1700 waren sie hierzulande fast völlig ausgemerzt: Einzig im Emmental konnten sich wenige Täufergemeinden halten. Erst im 19. Jahrhundert liessen die Einflüsse der Erweckungsbewegungen und des Pietismus wieder neue mennonitische Gemeinden entstehen. Im Gebiet der Zürcher Reformation waren sie aber auch damals unwillkommen, noch heute gibt es östlich des Emmentals keine mennonitischen Gemeinschaften.

Heimat in Nordamerika

Neben den schweizerischen «Wiedertäufern» gab es zu Beginn der Bewegung im 16. Jahrhundert noch zwei weitere Hauptzweige: die Hutterer in Tirol, die bald nach Mähren flüchten mussten, und die Mennoniten im niederdeutschen Raum. Der Namensgeber und Vordenker der Mennoniten war Menno Simons. Dieser verfolgte einen obrigkeitsskritischen, unpolitischen, auf der Bibel basierenden Gemeindebau. Im 17. Jahrhundert flohen verfolgte Schweizer Täufer sowohl zu den Hutterern nach Mähren als auch zu den Mennoniten in die Pfalz oder bis in die Niederlande.

Im 17. und 18. Jahrhundert siedelten sich deutsche Mennoniten in Pennsylvania in den USA an, wo sie willkommen waren; dort warb William Penn um neue Siedler, und 1683 wurde dort die erste mennonitische Stadt gegründet: Germantown bei Philadelphia. Auch viele in Europa verfolgte amische Familien zogen ab 1709 nach Pennsylvania, wo Glau-

bensfreiheit herrschte. Ab 1693 kam es innerhalb der Täuferbewegung zu Streitigkeiten in Glaubensfragen, und der Emmentaler Jakob Ammann provozierte eine Spaltung: Seine Gefolgsleute, die sich vor allem im Elsass niedergelassen hatten, nannten sich fortan die «Ammanischen» beziehungsweise «Amischen».

Zurück zu den Wurzeln

Eine zweite Auswanderungswelle in die USA setzte nach 1815 ein: 3000 amische Schweizer zogen in die Staaten Ohio, Indiana, Illinois und nach Ontario (Kanada). Die amerikanischen «Amish» und ihre Glaubensregeln sind also sozusagen eben-

«Wir sind geprägt von täuferischen Vorfahren des 16. Jahrhunderts.»

Mennonitische Weltkonferenz
In: «Gemeinsame Überzeugungen»

falls ein «Schweizer Exportgut». Zwischen 1820 und 1875 emigrierten zudem Hunderte von Mennoniten aus dem Berner Jura nach Ohio und Indiana. Bis tief ins 19. Jahrhundert hinein wird die weltweite Landkarte der Täuferbewegung also von Glaubensvätern gestaltet, die ihre Heimat in schweizerischen Landstrichen hatten.

Und so sind auch heute noch zahlreiche Familien von Mennoniten und Amischen stolz auf ihren Stammesbaum, der sie direkt oder indirekt mit Konrad Grebel in Zürich, Menno Simons in Friesland oder Jakob Ammann im Emmental verbindet. Auch wenn in der Ahnengalerie einige Märtyrer verzeichnet sind, das Interesse an der Geschichte führt inzwischen viele der Nachkommen als Touristen zurück zu den Wurzeln in Europa. Christian Kaiser

Jahre Täufer» im kommenden Mai trage die Zürcher Kirche gern mit, meint Bettina Lichtler. Die Pfarrerin ist bei der reformierten Zürcher Landeskirche verantwortlich für Beziehungen und Ökumene.

Gemeinsame Aktionen gab es bereits, etwa im Rahmen der Feiern zu «500 Jahre Reformation in Zürich» 2019 oder 2022 beim Gedenken ans Wurstessen im Hause Froschauer, bei dem 1522 noch Vertreter aller später gegeneinander positionierten Gruppen am Tisch sass.

Auch besuchten jedes Jahr unterschiedliche Gruppen von Mennoniten Zürich als den Ort der eigen-

«Es war einer der berührendsten Anlässe in meiner Amtszeit.»

Christoph Neuhaus
Regierungsrat Kanton Bern

nen Ursprünge, berichtet Lichtler. «Dabei ergeben sich immer wieder eindrückliche und freundschaftliche Begegnungen.»

Die Unterstützung der Zürcher Landeskirche für das in diesem Jahr gefeierte Jubiläum werde geschätzt. «Aber es war stets der Wunsch vonseiten der Mennoniten, dass sie die Feierlichkeiten selbst und eigenständig in Zürich gestalten.»

Gute Zusammenarbeit

Auch für Dorothea Looßli von der Mennonitengemeinde Bern war die Zusammenarbeit der Regierung vor gut sieben Jahren ein tief berührendes Moment. Wie John Roth will sie nun den Blick in die Zukunft richten: «Die Versöhnung ist erfolgt, die Zusammenarbeit mit reformierten Kirchengemeinden läuft sehr gut.»

Dass das Gedenken und die Kooperation nun zusammengehören, erklärt Roth im Namen der mennonitischen Weltkonferenz in einem Interview auf der Website der Zürcher Kirche: Die Verfolgung dürfe man thematisieren, «jedoch nicht dort stehen bleiben». Marius Schären

«Wir suchen heute nach dem Miteinander»

Nachfolge Die Angehörigen der täuferischen Kirchen betonten den persönlichen Charakter des christlichen Glaubens, sagt Jürg Bräker, Generalsekretär der Mennoniten der Schweiz.

Ein Dezembertag an der Schipfe in Zürich. Hier, am Limmatufer, befand sich einst eine Landestelle für Warenschiffe, wo in der Reformationszeit zwischen 1527 und 1532 der Täufer Felix Manz und fünf seiner Glaubensgenossen von der Obrigkeit durch Ertränken hingerichtet wurden. Leute kommen und gehen, manchmal in Gruppen, und sehen sich die Schrifttafel an, die an dieses Geschehen erinnert. Zwei Redaktoren der Zeitung «reformiert.» treffen an der Stelle Jürg Bräker, den Generalsekretär der Konferenz der Mennoniten in der Schweiz.

Was geht Ihnen als Mennonit durch den Kopf, wenn Sie an der Stelle stehen, wo einige Ihrer Glaubensbrüder hingerichtet wurden?

Jürg Bräker: Es ist ein berührender Ort für mich. Täufer aus der ganzen Welt kommen hierher und denken über die Kostbarkeit des Glaubens nach, auch in Dankbarkeit für Vorfahren, die einen hohen Preis für ihre Überzeugung bezahlt haben. Mir fehlt aber ein Hinweis darauf, wann die Tafel gesetzt wurde.

Warum?

Die Tafel ist heute auch ein Zeichen der Versöhnung zwischen Täufern und Reformierten. Sie wurde hier 2004, an einem Gedenktag der Versöhnung, platziert. Sowohl die Mennoniten als auch die reformierte Kirche stehen mittlerweile an einem ganz anderen Punkt als noch während der Verfolgung der Täufer. Uns geht es jetzt nicht mehr darum, das harte Vorgehen gegen die Täuferbewegung anklagend gegen die Reformierten in Stellung zu bringen.

Die Nachfolgerinnen und Nachfolger der Täufer sehen sich nicht mehr als Opfer der Reformation?

Hier die Täufer als die Friedliebenden, dort Zwingli als der, der in den Krieg zog: Diese Lesart ist zu einfach. Zwar haben die Täufer mit ihrer betonten Christusbefolgung und Gewaltfreiheit einen wichtigen Impuls gesetzt. Aber ihre Forderung, dass Kirche und Staat konsequent zu trennen seien, hatte in der Zeit der Reformation etwas Disruptives, das in der damaligen Gesellschaft durchaus gefährliche Dynamiken entwickeln konnte. Das erklärt das harte Einschreiten von Reformator Zwingli und der Zürcher Obrigkeit bis zu einem gewissen Grad.

Für die Täufer war die Erwachsenentaufe wichtig, auch verweigerten sie den Kriegsdienst. Waren sie die radikaleren Reformer als die Reformatoren selbst?

Die Täufer waren bereit, Reformen einzuführen, ohne auf die Erlaubnis des Staates zu warten. Sie sagten sich: Wenn wir bei jedem Schritt zuerst auf das Einverständnis der weltlichen Macht warten müssen, kommen wir nie vorwärts. Ich bin nicht sicher, ob sie sich damals bewusst waren, welcher Zerreihspro-

be die Gesellschaft ausgesetzt gewesen wäre, wenn die gesamte Kirche so vorgegangen wäre.

Wirkt das Zerwürfnis der Mennoniten mit der «offiziellen» Reformation nicht immer noch nach? So gibt es ja bis heute keine Mennonitengemeinde im Kanton Zürich.

In der jetzt 500 Jahre alten Beziehung der Bewegung der Täufer beziehungsweise Mennoniten zu den Kirchen der «offiziellen» Reformation lassen sich drei Schritte erkennen: gegeneinander, nebeneinander, miteinander. Wir suchen heute eindeutig nach dem Miteinander und praktizieren es an vielen Orten. Unsere Mennonitengemeinde in Bern

«Jesus Christus nachzufolgen, umfasst alle Bereiche des Lebens.»

Jürg Bräker

Mennonitischer Theologe

beispielsweise arbeitet eng mit der reformierten Gemeinde Nydeggen zusammen. Zudem fanden und finden klärende Gespräche auf nationaler und internationaler Ebene mit verschiedenen Konfessionen statt.

Die Täufer und ihre Nachfolger wurden lange verfolgt, eingekerkert und hingerichtet. Inwiefern gehört das Martyrium zum Selbstverständnis des Täufertums?

Für die Täuferbewegung ist die Nachfolge Christi zentral. Also auch Gewaltfreiheit: lieber umkommen als nach dem Schwert greifen. In der Tat nimmt diese Konsequenz auch ein mögliches Martyrium in Kauf. Das kann dann problematisch werden, wenn andere mit betroffen sind: Ein täuferisch gesinnter Familienvater, der standhaft blieb, musste damit rechnen, dass er mit Galeerendienst bestraft wurde und seine Frau erwerbslos zurückblieb und die Kinder verdingt wurden.

Gerade der mennonitische Pazifismus kann in der heutigen Zeit aber wichtige Anstösse geben.

Ja, die Frage des Gewaltverzichts ist im täuferischen Denken und Handeln zentral, auch heute noch. Der Mennonit Michael Sharp, den ich selbst in Heidelberg kennenlernte, war später im Kongo als Friedensstifter unterwegs, mit der Mission, möglichst viele Kämpfer zum Niederlegen der Waffen zu bewegen.

War er erfolgreich?

Ja. Tausende Rebellen gaben im Rahmen dieser UNO-Mission die Waffen ab. 2017 wurde Sharp im Einsatz ermordet. Ich würde ihn nicht



Vater und Sohn Hoover aus Pennsylvania wollen «das Andenken an unsere Vorfäter bewahren».

Foto: Roland Tännler



Jürg Bräker, 58

Der promovierte Theologe ist Generalsekretär der Konferenz der Mennoniten der Schweiz und Mitglied im Exekutivkomitee der Mennonitischen Weltkonferenz (MWC), wo er Europa vertritt. Weltweit umfasst die Täuferbewegung etwa zwei Millionen Mitglieder, 1,5 Millionen gehören der MWC an. In der Schweiz gibt es heute 13 Täufergemeinden im Jura, Bern, Emmental und Basel.

als Märtyrer bezeichnen, er handelte jedoch aus tiefster Überzeugung.

Wie kommt es eigentlich, dass die Mennoniten unter sich auch gespalten sind? Es gibt ja sehr konservative Gruppen und auch moderne wie die Gemeinde, der Sie angehören.

Den Mennoniten ist wichtig, authentisch zu glauben. Das kann zur Hal-

tung führen: Mein persönliches Verständnis, wie ich Nachfolge lebe, ist mir wichtiger als ein Konsens. Blieben Gruppen in Fragen des Glaubens und der Lebensführung uneins, so gingen sie auseinander und gründeten eigene Gemeinschaften. Manche sondern sich strikt ab wie die Old Order Mennonites in den USA oder die Mennoniten in Belize, viele andere Nachfolger der Täufer stehen mitten in der Gesellschaft.

Viele Aussenstehende sehen gerade in den Amischen mit den altertümlichen Trachten und ihrer Technikfeindlichkeit typische Täufer.

Diesem Klischee begegne ich immer wieder, ja. Aber wenn zum Beispiel eine Journalistin über eine Gruppe berichten möchte, die sich der Moderne weitgehend verschliesst, wird sie in europäischen Ländern kaum fündig. Die Bandbreite der Täufergemeinden ist sehr gross und umfasst das ganze Spektrum von evangelikal bis liberal.

Was verbindet die so vielfältig aufgesplitterten Mennoniten?

Die gemeinsame Geschichte, sie ist identitätsstiftend. Und die Christuszentriertheit. Mit dem Begriff der Nachfolge wird verbunden, dass die Lebenshaltung von Jesus Christus alle Lebensbereiche betrifft. Es geht im Kern um die Frage, wie ich mit meinen Mitmenschen und mit mir selbst umgehe, nach dem Vorbild von Jesus. Dahinter steht eine persönliche Entscheidung. Und diese Entscheidung besiegelt dann der mündige Mensch mit der Taufe. Interview: Christian Kaiser, Hans Herrmann

«Mut zur Liebe» wagen

An Auffahrt 2025 treffen sich Nachfolgerinnen und Nachfolger der ersten Täufer aus der ganzen Welt in Zürich, wo ihre Bewegung entstand. «Mut zur Liebe» lautet das Motto des 500-jährigen Jubiläums. «Zeiten der Polarisierung verlangen von uns Mut zum Zuhören und zur Versöhnung – und den Fokus auf die Liebe», sagt Jürg Bräker.

www.anabaptism500.ch

Eine Geschichte aus Tränen, Blut und grosser Hoffnung

Theologie Wie war das mit dem Volk Israel, das unter der Führung von Moses 40 Jahre durch die Wüste zog? Ein neues Buch von Klaus Bäumlín erklärt das biblische Epos für ein breites Publikum.

Das lateinische Wort Exodus bedeutet Auszug. So heisst das zweite Buch der Bibel, und es berichtet vom Auszug des Volkes Israel aus Ägypten, seiner wundersamen Errettung vor den ägyptischen Verfolgern, seinem 40-jährigen Aufenthalt in der Wüste und der Nähe zu seinem unsichtbaren Gott Jahwe, die sich in dieser Zeit herausbildete.

Das biblische Epos handelt aber auch von der Führungsgestalt des Moses, jenes feurigen Mannes, der einen ägyptischen Sklavenaufseher umbrachte, fliehen musste, im Land Midian bei einem viehzüchtenden Priesterscheich Asyl fand und dessen Tochter heiratete. Beim Hüten des Viehs sah er einen brennenden Dornbusch, in dem sich ihm Gott offenbarte und ihm den Auftrag gab, nach Ägypten zurückzukehren und das geknechtete Volk Israel in die Freiheit zu führen.

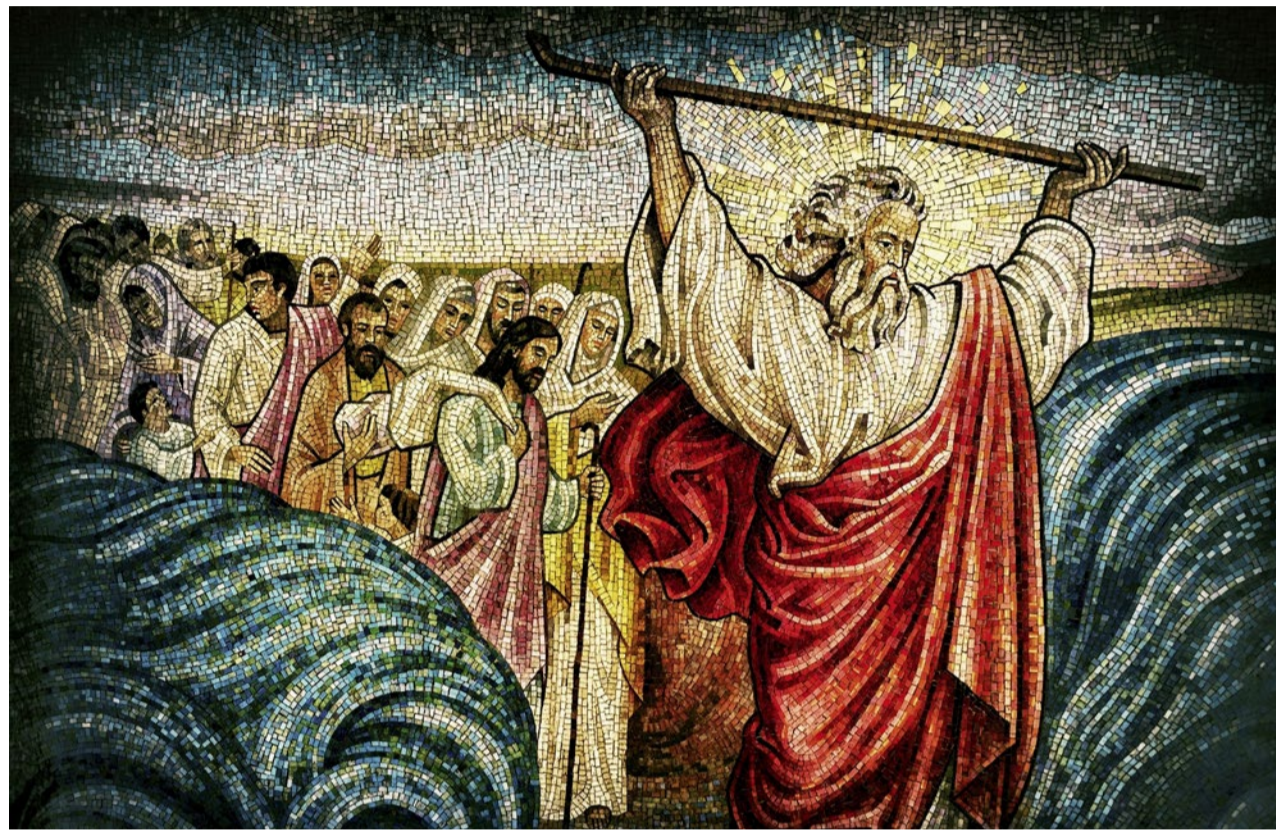
Was Moses denn auch tat und jenes Geschehen in Bewegung setzte, das als der biblische Exodus in die kollektive Erinnerung der jüdisch-christlichen Welt eingegangen ist, eine Geschichte voller Dynamik und überraschender Wendungen.

Von Gott und den Menschen

Die Exodus-Geschichte gehört zur DNA des Judentums und des Christentums. Hier kommt fast alles Relevante vor: der sich offenbarende Gott, die Zehn Gebote, das Goldene Kalb, Gott als wunderbarer Retter in höchster Not und vieles mehr.

Nur, dass in der Durchschnittsgesellschaft kaum mehr jemand Kenntnis von dieser zentralen Menschen- und Gotteserzählung hat. Höchste Zeit also, diese Geschichte wieder ins öffentliche Bewusstsein zu rücken. Eine gute Gelegenheit, in diese Erzählung einzutauchen und die Welt des Alten Testaments der Bibel kennenzulernen, ist das soeben erschienene Buch «Auf dem Weg zur Freiheit» des Berner Theologen Klaus Bäumlín: Es trägt den Untertitel «Das Buch Exodus – erklärt für Menschen von heute».

Der Autor zeichnet in einer allgemein verständlichen Sprache den



Moses und die Israeliten durchqueren zu Fuss das Rote Meer, Gott hat die Fluten geteilt.

Foto: Adobe Stock/Davy Cheng

«Der Gott, der sich Moses offenbart, ist kein Allergott.»

Klaus Bäumlín
Theologe und Buchautor

biblischen Text nach, indem er ihn in überschaubare Themenbereiche gliedert. Jedes Kapitel ist einem besonderen Aspekt der Geschichte gewidmet, etwa der Unterdrückung der Israeliten durch die Ägypter, der Flucht Mose nach Midian, dem jüdischen Passahfest, dem historischen Kern des Exodus, den Zehn Geboten, ethischem Handeln gegenüber Menschen, Tieren und der Natur, dem Goldenen Kalb und anderem

mehr. Auf rund 250 Seiten entfaltet Bäumlín so das Panorama einer biblischen Geschichte, die in ihren Erzählsträngen und -schichten wenig historisch Verbürgtes, dafür aber umso mehr glaubensmässig Erfahrenes, Erlebtes und Verinnerlichtes berichtet und festhält.

Bei der Lektüre wird einmal mehr klar, wie eng das Judentum und das Christentum miteinander verbunden sind. Denn der Gott, der sich Mose offenbart, ist «kein Allergott», wie Bäumlín schreibt. «Er ist und bleibt zunächst der Gott Israels, der Gott der Juden.» Sprich: der Gott, mit dem bereits vor Moses auch schon der Erzvater Abraham einen Bund geschlossen hatte.

Was damals von Gott verheissen worden sei, erfülle sich Jahrhunderte nach Abraham und Moses in Jesus Christus – «über Israel hinaus für alle Völker», hält Bäumlín fest. Es handle sich um einen Gott, «der weiss, wie die Menschen dran sind, und ihr Elend sieht. Er sieht und

hört. Sein Augenmerk und sein Hören gelten den Elenden, den Armen und Unterdrückten.»

Die zwei Seiten Gottes

«Im Buch Exodus zeigt sich Gott mit zwei Seiten, einer hellen und einer dunklen Seite», schreibt der Theologe weiter. «Er ist der erbarmende, der befreiende, rettende Gott, er ist auch der zornige Gott, der sich abwenden, ja der vernichten kann.» Wer sich ein Bild vom ausschliesslich gütigen und gnädigen Gott zu rechtlege, erhebe die Gnade zum absoluten Prinzip. Wer an Gott jedoch nur die dunkle Seite sehe, mache aus ihm einen «strafenden Götzen». An der Spannung zwischen den beiden Seiten arbeite sich das Buch Exodus ab – «und darüber hinaus die ganze Bibel». Hans Herrmann

Klaus Bäumlín: Auf dem Weg zur Freiheit. Das Buch Exodus. Luther Verlag, 2024. Vernissage mit Wort und Musik: 26. Februar, 19.30 Uhr, Nydegkirche, Bern

Kindermund



Es gibt so Tage, an denen wird man nicht mehr froh

Von Tim Krohn

Als ich gestern an Bignas «Entsorgungsstelle für liegengeliebene, doppelte und ungeliebte Geschenke und Dinge aller Art» vorbeikam, stand die Tür offen, und das Kind sass konsterniert hinter dem Tisch, vor sich ein sehr dickes Buch. «Bist du fromm geworden?», fragte ich mit leisem Spott, aber Bigna mochte nicht einmal mehr grinsen. Sie schüttelte nur stumm den Kopf, während Tränen in die Augen traten. «Wenn schon, fange ich gerade an, an die dunklen Mächte zu glauben.»

Ich trat an den Tisch und zog das Buch zu mir, eine Gesamtausgabe von Harry Potter in einem Band, dreitausendvierhundert Seiten stark und diverse Kilo schwer. «Wer immer die Idee zu dazu hatte, ist ausgesprochen sadistisch veranlagt», stellte Bigna bitter fest. «Lina hat es mir gebracht, einer ihrer Urenkel hat es ihr geschenkt. Sie musste deswegen ins Krankenhaus, denn sie konnte es in keiner Haltung lesen, weder mit dem Buch auf dem Schoss noch auf dem Tisch und schon gar nicht in den Händen. Gleichzeitig konnte sie nicht aufhören zu lesen. Erst habe ich sie nur ausgelacht, aber dann habe ich selber angefangen zu lesen, und jetzt verstehe ich sie. Im Liegen geht überhaupt nicht, und inzwischen tun mir vom Sitzen der Hintern und der Nacken und der Rücken weh. Ich wette, dahinter steckt Voldemort.»

«Wer ist Voldemort?» Bigna warf mir nur einen verächtlichen Blick zu und fragte: «Glaubst du, man darf ein Buch zerschneiden?» Ich schluckte. Ich kenne Menschen, die jede gelesene Seite herausreisen, und leide daran sehr. Aber dies hier schien ein anderer Fall zu sein.

«Ich meine», fuhr Bigna fort, «ein Steak zerschneidet man schliesslich auch, sonst würde man daran ersticken. Andererseits, ein so schön gemachtes Buch ...» Wieder flossen ein paar Tränen, während Bigna den Band zu sich zog, den goldgeprägten Einband streichelte und mir verzweifelt lächelnd das purpurfarbene Leeseband zeigte. «Ich glaube wohl, dass man hier zum Messer greifen darf», sagte ich. Doch Bigna unterbrach mich, taub vor Trauer: «Vielleicht ist es einfach nicht für Muggels gemacht. Aber wie grausam wäre das denn!»

Der in Graubünden lebende Autor Tim Krohn schreibt in seiner Kolumne allmonatlich über die Welt des Landkinds Bigna. Illustration: Rahel Nicole Eisenring

Von Adam bis Zippora

Tamar

Auch im edelsten Stammbaum gibt es Unregelmässigkeiten: uneheliche Kinder, KuckucksKinder oder Inzestgeschichten. Sogar der Stammbaum von Jesus Christus ist nicht ganz frei von Ungereimtheiten – abgesehen davon, dass er gemäss der Bibel keinen leiblichen Vater hatte.

Der Vorfall ereignete sich Jahrhunderte vor der Geburt Josefs, des Ziehvaters Jesu, und dessen leiblicher Mutter Maria. Juda, einer der Söhne des Erzvaters Jakob, hatte eine Schwiegertochter namens Tamar. Zuerst war sie mit dem ältesten Sohn von Juda verheiratet, dann mit dem zweitältesten, aber beide starben, noch bevor es Nachwuchs gab. Seinen

dritten Sohn wollte ihr Juda nicht zum Mann geben – auf ihr schien eine Art Fluch zu lasten.

Tamar wollte aber Mutter werden. So verkleidete sie sich als Prostituierte, und ihr verwitweter Schwiegervater liess sich mit ihr ein. Er erkannte sie nicht, da sie einen Schleier trug. Wen er geschwängert hatte, wurde ihm erst klar, als ihm Tamar Siegel, Schnur und Stab zurückgab, die er ihr als Pfand für den ausstehenden Lohn gelassen hatte (Gen 38,1–30). Juda anerkannte die Zwillingssöhne, die sie gebar, als die seinen. Der eine, Perez, wurde zu einem Ahnen von König David, aus dessen Haus später Jesus hervorging. Hans Herrmann

Wie linderte David die Depressionen von König Saul? War Maria Magdalena die Geliebte von Jesus? «reformiert.» stellt biblische Gestalten vor.



Cartoon: Heiner Schubert



Reformierte Kirchen
Bern-Jura-Solothurn
Eglises réformées
Berne-Jura-Soleure

Ist es Zeit, beruflich nochmal etwas anderes zu wagen? Lust, mit Menschen unterwegs zu sein und Fragen über Gott und die Welt zu stellen? Interesse, reformierte Pfarrerin, reformierter Pfarrer zu werden?

Die Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn führen zusammen mit der Theologischen Fakultät der Universität Bern ein Ausbildungsprogramm für Akademikerinnen und Akademiker **neu mit universitärem Bachelorabschluss** und Berufserfahrung durch. Auch PH- und FH-Abschlüsse werden auf ihre Äquivalenz hin überprüft.

ITHAKA Pfarramt Intensivstudium Theologie für Akademikerinnen und Akademiker mit Berufsziel Pfarramt

Vollstudium und Lernvikariat dauern zusammen vier Jahre. Ein Teilzeitstudium ist möglich. Ein Beginn im Herbstsemester empfiehlt sich. Bewerbungen sind immer möglich.

Informationen/Anmeldeunterlagen:
www.kopta.unibe.ch/studium/ithaka

Auskunft über das Ausbildungsprogramm geben gerne Pfrn. Martina Schwarz, martina.schwarz@unibe.ch, 031 684 35 66 sowie zum Studium an der Universität Prof. Dr. Stefan Münger, stefan.muenger@unibe.ch, 031 684 80 63 Auskunft.



Kurse und Weiterbildung

Kunst und Religion im Dialog

Veranstaltungsreihe 2025
Im Gespräch mit Vertretenden aus Kunst und Religion eröffnen sich neue Sichtweisen auf Kunstwerke.
Sie laden ein zum Nachdenken über religiöse Bildinhalte und gesellschaftlich relevante Themen.
Kunstmuseum Bern oder Zentrum Paul Klee (aktuelle Ausstellungen)

Termine, Infos & Anmeldung 

Begleitete Pilgerangebote

Gemeinsam Pilgern in einer Gruppe
Pilgerbegleitende aus unserem Kirchengebiet leiten verschiedene Angebote für Gruppen.
Dauer: Tages- oder Wochenangebote

Infos & Anmeldung 

«Generation Alpha» – was verändert sich in der Arbeit mit jungen Menschen?

Einblick erhalten, Erfahrungen teilen, Chancen entdecken, Gelingendes austauschen
07.03.2025, 09.00–12.00 Uhr
Haus der Kirche, Altenbergstrasse 66, Bern
Kosten: Kostenlos
Anmeldeschluss: 28.02.2025

Infos & Anmeldung 

«Tu dem Körper etwas Gutes, damit die Seele Lust hat, darin zu wohnen»

Besuchsdienst-Zusatzmodul –
Wie der Körper auf die Seele wirkt
26.03.2025, 13.30–17.00 Uhr
Haus der Kirche, Altenbergstrasse 66, Bern
Kosten: CHF 50.–
Anmeldeschluss: 11.03.2025

Infos & Anmeldung 

Programme und Anmeldung

www.refbejuso.ch/bildungsangebote,
kursadministration@refbejuso.ch
Reformierte Kirchen Bern-Jura-Solothurn
Altenbergstrasse 66, 3013 Bern,
Telefon 031 340 24 24

Alle Angebote 



Reformierte Kirchen
Bern-Jura-Solothurn
Eglises réformées
Berne-Jura-Soleure

kultour
GEMEINSAM ERLEBEN
052 235 10 00
www.kultour.ch

Grönland

REISEBEGLEITUNG: DANIEL MAUERHOFER
UND ANDREAS SCHUM

30. JUL – 8. AUG 2025




DIE ÜBERWÄLTIGENDE EISWELT ENTDECKEN

- * Wanderungen durch die arktische Landschaft
- * Eindrückliche Schifffahrt von Ilulissat in den Eisfjord Kangia um die riesigen Eisberge aus nächster Nähe zu betrachten
- * Die Insel-Hauptstadt Nuuk erkunden
- * Angeltour durch die Fjorde – unter Anleitung des Kapitäns Kabeljau und Rotbarsch fangen und im lokalen Restaurant frisch zubereitet zum Abendessen geniessen



**EISWELTEN,
FJORDE UND
GLETSCHER**






BB Wertmetall®
Gut zu haben.

S-Deposito⁺

Ihr Vermögen verdient mehr: Silbergranulat statt magerer Bankzinsen

- ✓ Investition in 100 % physisches Silber
Sichern Sie sich wahre Werte mit reinem, physischem Silber
- ✓ Attraktive Kaufkonditionen
Sparen Sie beim Kauf des Silbergranulats die Mehrwertsteuer
- ✓ Versicherte Verwahrung im Schweizer Zollfreilager
Profitieren Sie von höchsten Sicherheitsstandards für Ihr Silber
- ✓ Hohe Liquidität durch tägliche Ein- und Auszahlungen
Durch die Transferoption bleiben Sie zu jeder Zeit flexibel
- ✓ Individuelle Einzahlungsoptionen
Bestimmen Sie selbst, wann und wie viel Sie einzahlen

 silber-deposito.ch

 062 892 48 48

 contact@bb-wertmetall.ch

DEFEKTE BIBEL?

- Reparaturen • Neueinbindungen
- Restaurationen

Es gibt keine hoffnungslosen Fälle!

Buchbinderei Hollenstein AG
Bernstrasse 36 A | 3308 Grafenried | Tel. +41 (0)31 767 99 33
hollenstein@bu-bi.ch | www.bibelreparatur.ch





Sichern Sie mit Ihrem Legat Ihren Einfluss auf die nächste Generation in Israel.
Werden Sie Teil von Israels Geschichte.

PC-Konto 80-30297-4
IBAN CH29 0900 0000 8003 0297 4
info@kerenhajessod.ch
www.kerenhajessod.ch

ONLINE SPENDEN 



Ein erfülltes Leben erhellt auch das Leben anderer.
In der Gegenwart – wie in der Zukunft.

Tipps

Film

Diese Reise gibt Anlass zur Hoffnung

Ist es wirklich, wie so oft gehört, unausweichlich, dass sich die Geschichte mit all ihren Albträumen andauernd wiederholen muss? In seinem filmischen Essay «Das Lied der Anderen» folgt der Schweizer Filmmacher Vadim Jendreyko den Spuren alter Verwerfungen quer durch Europa. Unterwegs begegnet er Menschen, deren Denken und Handeln auf Wege in eine Zukunft ausserhalb der sich wiederholenden Albträume verweist. **ibb**

Das Lied der Anderen. Eine Suche nach Europa. Dok-Film, 2024, Kinostart: 6. Februar



Stimmen der Toleranz und Zuversicht auf eine gemeinsame Zukunft. Foto: zvg

Magazin



Hintergründe. Foto: zvg

Von Kriegern und Opfern zu biblischen Zeiten

Viele biblische Texte entstanden aus Kriegserfahrungen. Was hiess es in antiker Zeit, Krieg zu führen, und was, zu den Opfern zu zählen? Die neuste Ausgabe von «Welt und Umwelt der Bibel» nimmt die Lebenswelten von Soldaten und Zivilisten auf und fragt danach, wie die Bibel die Gewalttaten reflektiert. **ibb**

Welt und Umwelt der Bibel (4/2024): Die Bibel und der Krieg, www.bibelwerk.ch

Ausstellung



Debatte. Foto: Museum Luzern

Die Rechte von Natur und Gesellschaft abwägen

Stehen die Rechte von Tieren und Umwelt den persönlichen Rechten und dem Glück der Menschen entgegen? Das Museum Luzern nimmt solche Fragestellungen aus der Demokratiedebatte anhand von ausgewählten Sammlungsobjekten jetzt auf – als Beitrag zur Meinungsbildung. Demokratie eben. **ibb**

Was wiegt Demokratie? Museum Luzern, Kasernenplatz 6, www.museumluzern.ch

Agenda

Ausstellungen

Mühe mit Lesen und Schreiben

Mehr als eine Million Menschen in der Schweiz haben Mühe mit Lesen und Schreiben. Weniger als ein Prozent der Betroffenen geht seine Schwierigkeiten aktiv an. Die Wanderausstellung «von wOrt zu wOrt» widmet sich diesem Thema und gastiert nun bis Ende Februar in Bern. Die Ausstellung zeigt, wo Erwachsene im Alltag herausgefordert sind und wie sie damit umgehen.

bis Sa, 22. Februar, 10–19 Uhr
Kornhausbibliothek, Kornhausplatz 18, Bern

Eintritt frei. www.kob.ch/veranstaltung

Film

Kino K! ermöglicht einen neuen Blick

Die Kirchgemeinde Wohlen und die Wohler Flüchtlings- und Migrationsarbeit setzen ihre Filmreihe «Kino K!» fort. Gezeigt werden Filme zu den Themen Migration, Asyl und Integration. Bis auf eine Ausnahme wurden alle Filme von Menschen realisiert, die selbst solche Erfahrungen gemacht haben. Jeweils am vierten Dienstag im Monat steht bis im Juni ein Film auf dem Programm. Im Februar wird der französische Film «Bâtiment 5» gezeigt.

Di, 25. Februar, 19.30 Uhr
Kipferhaus, Dorfstrasse 9, Hinterkappelen
Eintritt frei, Kollekte. Ganzes Programm: kg-wohlenbe.ch/de/veranstaltungen

Meditation

Innehalten, schweigen, sich finden

Im Berner Haus der Religionen findet ab Februar ein Meditationskurs statt. An fünf Samstagen lernen Teilnehmerinnen und Teilnehmer Meditations-techniken kennen oder können bereits erworbene Fähigkeiten vertiefen. Erwünscht ist bequeme und dezente Kleidung.

ab Sa, 1. Februar, 9.30–16.45 Uhr
Haus der Religionen, Europaplatz, Bern
Kosten: Fr. 40.– pro Tag (inkl. Mittagessen), katharina.leiser@gmx.ch

Männer meditieren gemeinsam

Auch heuer findet wieder die Veranstaltungsreihe «4m – Männer meditieren mittwochs» statt. Das Angebot der offenen Kirche Bern richtet sich an Männer, die ihre persönliche Spiritualität als Mann zusammen mit anderen Männern praktizieren möchten. Die Meditationen bieten jeweils 30 Minuten gemeinsame Stille und Achtsamkeit.

Mi, 5. Februar, 7 Uhr
Heiliggeistkirche, Bern
www.offene-kirche.ch

Musik

Drei Schwestern machen Musik

Die drei aus Oberburg stammenden Halter-Schwester Brigitta (Horn), Silvia (Cello) und Rebecca (Oboe) haben ein Musikprogramm über das abenteuerliche Leben des norwegischen Polarforschers Fridtjof Nansen gestaltet. Das Konzert mit Eigenkompositionen und Arrangements kombiniert Musik mit Schauspiel und Erzählung. Die drei Schwestern, die unter dem Namen Triosorelle auftreten, führen das Gesamtkunstwerk dreimal im «reformiert.»-Gebiet auf.

– Fr, 21. Februar, 19.30 Uhr
Aula OSLA (alte Sek.), Langnau

– Sa, 22. Februar, 19.30 Uhr
ref. Kirche, Bleienbach

– So, 23. Februar, 17 Uhr
Alte Kirche, Härkingen

Langnau und Bleienbach: Eintritt frei, Kollekte

www.triosorelle.ch

Vorträge

Die Hoffnung nicht verlieren

Die Kirchgemeinde Kirchlindach fragt in ihrer Vortragsreihe dieses Jahr nach Quellen der Hoffnung. Fünf Gäste widmen sich aus unterschiedlichen Blickwinkeln dem Thema Hoffnung. Im Februar finden drei Veranstaltungen statt: Hedy Brenner, Majorin der Heilsarmee und Gefängnisseelsorgerin, spricht über «verwahrte Hoffnung». Der Philosoph und Theologe Beat Dietsch sagt als ehemaliger Zentralsekretär von «Brot für alle», wie man das Hoffen lernen kann. Caroline Pulver von der Notrufnummer 147 fragt sich, ob die Jugend heute hoffnungslos ist.

Fr, 7./14./21. Februar, 19.30–21.30 Uhr
Pfrundhaus, Lindachstr. 14, Kirchlindach
Eintritt frei, Kollekte, www.kirchlinda.ch

Blicke über den Tellerrand

Die Kirchgemeinden Bümpliz und Bethlehem haben gemeinsam die Vortragsreihe «Blick über den Tellerrand» lanciert. Im Februar finden noch zwei der insgesamt vier Gesprächsrunden statt. Am 12. Februar kommen Pfarrerin Beatrice Teuscher und Juristin Eveline Haxhija ins Gespräch über Theologie und Migration. Am 26. Februar diskutieren Pfarrerin Dorothea Isa Murri und Neurowissenschaftlerin Iris-Katharina Penner über Theologie und Hirnforschung.

– Mi, 12. Februar, 19.30 Uhr
Kirchgemeindehaus, Eymattstr. 2b, Bethlehem, www.bethlehem.refbern.ch

– Mi, 26. Februar, 19.30 Uhr
Kirchgemeindehaus, Bernstr. 85, Bümpliz, www.buempliz.refbern.ch

Weitere Anlässe:

reformiert.info/veranstaltungen

Leserbriefe

reformiert. 1/2025, S. 2

«Plan P» soll helfen, freie Stellen zu besetzen

Selber schuld

Laut diesem Beitrag sollen neu Akademiker ab 55 Jahren Pfarrstellen übernehmen können, nach nur einem dreimonatigen Einstiegsmodul. Nach 30 Jahren in kirchlichen Funktionen kann ich darüber nur den Kopf schütteln, aus folgenden Gründen: Können nur Akademiker seelsorgerisch tätig sein, Gottesdienste halten, Trost bei Abdankungen spenden, Unterricht erteilen? Hier betreibt die Kirche keine Inklusion, sondern Separation. Offenbar können nur akademisch geschulte Menschen wie Mathematiker, Physikerinnen und Ethnologen empathisch etwas bieten, Gemeindeaufbau betreiben und anderes mehr. Gott bewahre, dass hier eine nicht studierte Person etwas darf – schliesslich waren auch Jesus und all seine Jünger und Jüngerinnen zuerst an der Universität. Es gibt inner- und ausserkirchlich fähige Personen ohne Hochschulabschluss. Diese Vorgabe bezeichne ich als den kirchlichen Akademikerdünkel.

Herrscht ein Mangel, der mutmasslich lang anhaltend sein dürfte, so rekrutiere ich nicht bei jenen, die nur noch zehn Jahre im Amt sein dürfen. Mit dieser Altersguillotine wird ein falsches Rezept angewendet. Einen Weg zu einem attraktiveren Berufsbild sehe ich leider nicht. Es wird immer schwieriger, 100-Prozent-Pfarrstellen zu finden, speziell auf dem Land. Häufig sind es Teilzeitstellen, doch die Stellenreduktionen verunsichern junge Leute, wenn sie das Berufsbild der Pfarrperson ansehen. Die in manchen Landeskirchen noch immer bestehende Residenzpflicht macht das Berufsbild ebenfalls nicht attraktiver. Es läuft in der Kirche etliches in die falsche Richtung, selbstverschuldet.

Ralf Pfaff, Rüderswil

reformiert. 1/2025, S. 1

Das Gute ist nicht verhandelbar

Zu spät rehabilitiert

Der Beitrag «Das Gute ist nicht verhandelbar» ist sehr schön mit dem Bezug auf Bonhoeffer geschrieben. Dieser war ab Beginn des Dritten Reiches ein unbequemer Kirchenmann, der der Obrigkeit

widerstand. Und doch betreibt die reformierte Kirche genau hier Relativismus, sie erhebt Bonhoeffer erst in der Rückschau zum Märtyrer. Nach dem Krieg wurde Bonhoeffer hauptsächlich als problematisch, der Obrigkeit widerstehend wahrgenommen; der Bundesgerichtshof bestätigte 1956 Bonhoeffers Verurteilung wegen Landesverrat. Mir ist keine kirchliche Replik hierzu bekannt!

Bonhoeffers Rehabilitierung erfolgte erst im Jahr 1996, weder die reformierte, lutherische oder katholische Kirche noch Freikirchen gaben den Anstoss dazu. Es bleibt zu hoffen, dass die heutige Kirche auch in Krisenzeiten zu unbequemen Menschen wie Dietrich Bonhoeffer steht und nicht erst 50 Jahre später im Rückblick das Gute als unverhandelbar erkennt.

Markus Hochuli, Reitnau

reformiert. 1/2025, S. 6

Dossier «Grosseltern»

Spannend zu lesen

Als Ur-Kirchbergerin und Fussballfan fielen mir die Zeilen zum YB-Wimpel sofort auf. Es war für mich bald klar, dass ich sogar die beschriebene Familie kenne – den Vater und den Grossvater der Autorin und auch den Begleiter. Auf jeden Fall war es spannend, diesen Artikel zu lesen, und es gab mir Anstoss zu Gedanken an meine Grosseltern.

Ruth Gerber, Aeffigen

reformiert. 12/2024, S. 5–8

Dossier «Gesang»

Bitte mehr populäre Lieder

Gesang und Orgelspiel oder Instrumentalmusik ergänzen Predigt und Gebet, an dieser Mischung sollte man festhalten. Auch wenn das Zwingli nicht gefiel. Das Liedgut im reformierten Gesangsbuch ist mir aber zu einseitig auf sogenannte geistliche Lieder ausgerichtet. Für ungeübte Sänger ist eine grosse Zahl davon schwierig in der Melodie und fremd im Text. Ich wünschte mir im Gesangsbuch eine bessere Durchmischung des Repertoires mit neuen und populären Stücken. Es gibt eine grosse Auswahl an Pop-songs mit ansprechenden Inhalten, die an Herz und Seele rühren und sich nach meiner Meinung ausgezeichnet für Kirchengesang eignen. Man denke als Beispiel an «Hallelujah» von Leonard Cohen,

wovon es sogar eine Adaptation in deutscher Sprache gibt. Polo Hofer oder Tinu Heiniger könnten das eine oder andere besinnliche Lied beisteuern. Für internationale Ohrwörter könnten allenfalls Übersetzungen in Auftrag gegeben werden. Bei solchem Liedgut wäre meine Hemmung mitzusingen weniger gross. Ich denke gerade auch an die jüngeren Generationen.

Herbert Karch, Spiegel bei Bern

Ihre Meinung interessiert uns. redaktion.bern@reformiert.info oder an «reformiert.», Gerberngasse 23, 3000 Bern 13
Über Auswahl und Kürzungen entscheidet die Redaktion. Anonyme Zuschriften werden nicht veröffentlicht.

reformiert.

«reformiert.» ist eine Kooperation von vier reformierten Mitgliederzeitungen und erscheint in den Kantonen Aargau, Bern | Jura | Solothurn, Graubünden und Zürich.
www.reformiert.info

Gesamtauflage: 678 606 Exemplare

Redaktion
AG/ZH Christa Amstutz (ca), Veronica Bonilla Gurzeler (bon), Sandra Hohendahl-Tesch (tes), Anouk Holthuisen (aho), Christian Kaiser (kai), Vera Kluser (vk), Cornelia Krause (ck), Felix Reich (fmr)
BE Hans Herrmann (heb), Isabelle Berger (ibb), Mirjam Messerli (mm), Marius Schären (mar)
GR Constanze Broeilemann (cb), Rita Gianelli (rig)
Blattmacher: Felix Reich
Layout: Miriam Bossard (Gestaltung), Nicole Huber (Produktion)
Korrektorat: Die Orthografen
Gestaltungskonzept: Susanne Kreuzer, Maja Davé in Zusammenarbeit mit Bodara GmbH

reformiert. Bern | Jura | Solothurn

Auflage: 348 481 Exemplare (WEMF)
reformiert. Bern erscheint monatlich.

Herausgeber: Verein reformiert.
Bern | Jura | Solothurn
Präsidentin a.l.: Annelise Willen, Burgdorf
Redaktionsleitung: Hans Herrmann
Geschäftsleitung: Manfred Baumann

Redaktion und Verlag
Postfach, 3000 Bern 13
Verlag (Verlagsangelegenheiten):
Tel. 031 398 18 30
verlag.bern@reformiert.info
Redaktion (Leserbriefe)
Tel. 031 398 18 20
redaktion.bern@reformiert.info

Abonnemente und Adressänderungen

merkur medien ag, Langenthal/Burgdorf
Gaswerkstrasse 56, 4900 Langenthal
Tel. 062 919 15 15, Fax 062 919 15 55
abo.reformiert@merkurmedien.ch
Einzelabos (12 Ausgaben/Jahr): Fr. 20.–

Druckvorstufe Gemeindebeilagen

merkur medien ag, Langenthal
reformiert@merkurmedien.ch

Inserate
KünzlerBachmann Verlag AG, St. Gallen
Mediaberaterin Ursula Notz Maurer
071 314 04 74, u.notz@kueba.ch
Inserateschluss Ausgabe 3/2025
5. Februar 2025

Druck
DZZ Druckzentrum Zürich AG

Papier
Der Umwelt zuliebe verwenden wir ein ökologisches Zeitungspapier mit einem hohen Altpapieranteil von bis zu 85 %.

Porträt

Sie liebt die Weisheit guter Geschichten

Erzählkunst Marianne Kellenberger ist Pfarrerin und Märchenerzählerin. Lesend, recherchierend und zeichnend studiert sie die Geschichten ein.



Beim Einstudieren neuer Märchen greift Marianne Kellenberger auch zum Zeichenstift.

Foto: Tabea Reusser

Gstaad liegt weit hinten im Berner Oberland und ist umgeben von hohen Gipfeln. Und ausgerechnet Saanen, zu dem Gstaad gehört, trägt einen eleganten Kranich im Wappen? Marianne Kellenberger gerät sofort ins Erzählen, während sie in der Küche hantiert. Wie die Saanerinnen und Saaner Welsche waren, die deutsch redeten. Wie die Greyerzer Herrschaft das Saanenland an Bern verscherbelte, der Ort für sein Wappen jedoch den Vogel von Gruyère übernahm. Die 50-Jährige berichtet unterhaltsam, serviert dabei den Kaffee auf dem Stubentisch.

Es macht Freude, Marianne Kellenberger zuzuhören. Und wer etwas

über ihr Leben erfahren will, muss fast keine Fragen stellen.

Auch ihre eigene Geschichte erzählt sie aus einem Guss. In der hellen Stube des Pfarrhauses nahe dem Zentrum von Gstaad ist sie umgeben von Büchern, farbigen Bildern, alten und neueren Möbeln. Und von jenem «kreativen Chaos», wie sie es selbst nennt, das sich auf dem Tisch ausbreitet.

Fast scheint es, als wäre Kellenberger das Erzählen angeboren. Diese Gabe habe sie sich aber zuerst erarbeiten müssen. Denn ursprünglich hätte sie eine Lehre als Fotografin beginnen wollen, doch das klappte nicht. So wurde sie Fotofachange-

stellte – «Das war schon damals brotlos» –, danach folgten eine kaufmännische Lehre beim damaligen Bankverein und einige Jahre bei einer Schweizer Grossbank, an verschiedenen Orten, auch im Waadtland. Bis sie fast 30-jährig war und ihr «Grossvati» im Sterben lag.

Für die Menschen da sein

Sie habe doch als Mädchen immer für die Menschen da sein, immer Pfarrerin werden wollen, habe der Grossvater kurz vor seinem Tod gesagt. Das solle sie doch machen! So kam es, dass die Gstaaderin zur Vorbereitung die Kirchlich-Theologische Schule besuchte, Latein, Griechisch

und Hebräisch lernte. Es folgte das Theologiestudium in Bern, bei dem sie immer wieder die Stimme im Ohr hatte: «Du bist zu wenig, du kannst das nicht!»

Denn das habe sie schon in der Sekundarschule zu hören bekommen, wenn sie in den Sprachen nicht mitgekommen sei, sagt Kellenberger. Doch heute münzt es die Pfarrerin positiv um: «Ich sage meinen «Könfis», wenn sie am Zweifeln sind, von ganzem Herzen: Du kannst das, wenn du willst.»

Grossmutter's Erbe

Nach drei Jahren Pfarramt in Eriswil kam Kellenberger als Pfarrerin zurück in ihr Heimatdorf Gstaad. Hier brachte ihre Mutter sie auf eine weitere Tätigkeit, die sie heute mit Leib und Seele ausübt. Bereits ihre Grossmutter habe diese Gabe besessen: «Sie konnte Geschichten erzählen, wundervoll!» Ihre Mutter habe gesagt, dass sie das auch könne,

.....
«Es ist so viel Weisheit in den alten Geschichten – das kannst du nicht erfinden.»

und sie ermuntert, es auch zu versuchen, sie müsse es nur üben.

Marianne Kellenberger machte sich kundig und stiess dabei auf die Angebote der Mutabor Märchenseminare in Sumiswald. Da war für sie klar, was sie wollte. Vor etwas mehr als fünf Jahren nahm sie die Ausbildung zur Märchenerzählerin in Angriff, und jetzt sitzt sie seit einem Jahr sogar im Rat der Mutabor Märchenstiftung. Sie ist rundum begeistert von der Erzählkunst: «Es ist so viel Weisheit drin in den alten überlieferten Geschichten – das kannst du nicht erfinden.» Das Gleiche gelte auch für biblische Geschichten.

Kellenberger sucht einige Blätter hervor, die in farbigen Bildern eine Geschichte erzählen. «Neue Märchen erarbeite ich mit Lesen, historischen Recherchen zu den Hintergründen und indem ich sieben oder neun Bilder zeichne», sagt sie. So könne sie nach etwa einer Woche eine neue Geschichte «par cœur» frei erzählen, von Herzen. Das passt für sie besser als der Begriff «auswendig».

Menschen solche Geschichten zu schenken, sei etwas vom Schönsten überhaupt, sagt Marianne Kellenberger. Ob nun als Pfarrerin oder als Erzählerin. Marius Schären

Gretchenfrage

Marieke Kruit, Berner Stadtpräsidentin:

«Glaube kann für viele eine wichtige Stütze sein»

Wie haben Sies mit der Religion, Frau Kruit?

Ich interessiere mich gerade auch aus kultureller Perspektive sehr für das Thema Religion. Ich habe bereits reformierte, katholische und muslimische Gottesdienste besucht und freue mich darauf, bald an einem jüdischen teilnehmen zu können. In meinem Alltag spielt Religion keine direkte Rolle.

Sie sind seit Anfang Jahr Berns erste Stadtpräsidentin und waren sich auch als TV-Moderatorin gewöhnt, im Rampenlicht zu stehen. Hätte aus Ihnen auch eine Pfarrerin auf einer Kanzel werden können?

Der Dialog auf Augenhöhe liegt mir näher als die Predigt von der Kanzel. Die Seelsorge ist aber auch ein wichtiger Bestandteil der Arbeit von Pfarrern und Pfarrerinnen. Vor meiner Wahl in den Gemeinderat habe ich als Psychologin und Psychotherapeutin gearbeitet und bin nun damit gar nicht so weit davon gelandet. Mir ist es auch als Stadtpräsidentin wichtig, für alle Menschen ein offenes Ohr zu haben.

Wie wichtig ist es, ob eine Frau oder ein Mann die Stadt leitet?

Mir haben viele Menschen gesagt, dass sie sich endlich eine Stadtpräsidentin wünschen. Nach 833 Jahren mit Männern an der Spitze war die Zeit wohl reif dafür. Am wichtigsten ist aber, dass wir als Gemeinderat ein gutes Team sind.

Wie stark beeinflusst der Glaube einen Menschen?

Der Glaube kann für viele eine Stütze sein, gerade in schwierigen Situationen. Er kann auch Selbstvertrauen geben. Bei allem Selbstvertrauen ist aber auch Selbstkritik wichtig.

Sie haben niederländische Wurzeln. Worin unterscheiden sich die Schweiz und die Niederlande?

Um das Einende zu betonen: An beiden Orten muss man beim Velofahren häufig tüchtig in die Pedale treten – in der Schweiz wegen der Berge und in den Niederlanden wegen des starken Gegenwinds.

Interview: Mirjam Messerli

Christoph Biedermann



Tipp

Podium und Konzert

Ein gutes Leben, auch für die Natur

Sollen der Natur unveräusserliche sowie einklagbare Grundrechte zukommen? Sollen aussterbende Arten und aus dem Gleichgewicht geratene Ökosysteme ein Recht auf Wiederherstellung haben? Um diese Fragen dreht sich die Doppelveranstaltung «Buen vivir und die Rechte der Natur – in Lateinamerika und in der Schweiz» der Zeitschrift «Neue Wege». Auf dem Podium diskutieren Elisa Loncón, feministische Aktivistin und Ex-Präsidentin der verfassunggebenden Versammlung in Chile, Marionna Schlatter, Nationalrätin

der Grünen, und der Rechtswissenschaftler Andreas Gutmann den von indigenem Denken inspirierten Ansatz der «Rechte der Natur», der sich in Lateinamerika rechtlich immer mehr durchsetzt. Wie kann dieses Modell auch in der Schweiz zum Tragen kommen?

Im Anschluss an den Austausch auf dem Podium wartet das Duo Grupo Sal mit einer musikalischen und lyrischen Hommage an den nicaraguanischen Dichter, Revolutionär, Mystiker und Befreiungstheologen Ernesto Cardenal (1925–2020) auf, dessen Leben und «theo-poetisches» Werk bis heute inspirieren. ibb

31. Januar, Podium: 17–18.30 Uhr, Le Cap, Predigerigasse 3, Bern; Konzert: 19.30 Uhr, Französische Kirche. Eintritt frei, Kollekte



Sozialdemokratin Marieke Kruit (57) ist die erste Stadtpräsidentin in der Berner Geschichte. Foto: zvg